

## **DISKURSTHEORIE UND DISKURSANALYSE**

---

Dieses Kapitel handelt von der Frage, ob und wie Interviewtexte mit dem diskurstheoretischen Ansatz zu analysieren sind. Es besteht aus zwei Teilen. Im ersten Teil werden auf der Grundlage der im vorausgehenden Kapitel erarbeiteten Unterschiede zwischen einem sozialkonstruktivistischen und einem diskurstheoretischen Ansatz einige Anhaltspunkte für eine solche Methode vorgestellt. Dann werde ich aufzeigen, wie ich durch die Kritik an anderen ForscherInnen und anhand der Ausführungen Butlers das »Werkzeug« für eine diskurstheoretische Analyse auch von Interviewtexten entwickelt habe. Dabei wird sich zeigen, dass die von ihr vorgeschlagene Analyse der Imperative sich mit der von Foucault vorgeschlagenen Analyse der Formationsregeln deckt. Im zweiten Teil dieses Kapitels wird zu verdeutlichen sein, dass das »Werkzeug« nicht ausreicht und der diskurstheoretische Ansatz zu erweitern ist, damit der Pluralität der Diskurse Rechnung getragen werden kann und Aussagen zu (Misch- und) Hybridformen gemacht werden können.

### **Eine »dichotome Tabelle«**

Um den Ertrag der Überlegungen zu »Konstruktion« und »Dekonstruktion« für das empirische Arbeiten genauer zu bestimmen, sind in einer »dichotomen Tabelle« (Haraway) einige Begriffe, die entweder für die sozialkonstruktivistische oder die diskurstheoretische Perspektive wichtig sind, einander gegenübergestellt.

<b>sozialkonstruktivistisch</b>	: :	<b>diskurstheoretisch</b>
<i>Wirklichkeit</i>	: :	<i>Diskurs</i>
<i>Gemeinschaft</i>	: :	»Feld«
<i>Wirkung</i>	: :	»Effekt«
<i>Normen</i>	: :	<i>Matrix der Intelligibilität</i>
<i>soziale Konstruktion</i>	: :	<i>diskursive Konstruktion</i>
<i>Handlungsfähigkeit</i>	: :	<i>Handlungsmöglichkeit</i>
<i>(Re-)Konstruieren</i>	: :	»Wiederholen«, »Zitieren«
<i>(interaktiv) Herstellen</i>		
<i>Erfinden</i>	: :	<i>Verschieben</i>
<i>(Kreativität)</i>		
<i>rekonstruktiv</i>	: :	»dekonstruktiv«
<i>Tiefe</i>	: :	<i>(Ober-)Fläche</i>
<i>interpretativ</i>	: :	<i>(nicht-)interpretativ</i>

Hier sind alle Begriffe des diskurstheoretischen Ansatzes, die noch unklar sind und für die noch Klärungsbedarf besteht, in Anführungszeichen gesetzt. Die ersten vier Begriffspaare sind im vorausgehenden Kapitel bereits behandelt worden. Dann sind einige Begriffe aufgeführt, die sich auf das Subjekt und sein Handeln beziehen. Schließlich sind drei Begriffspaare genannt, die sich im engeren Sinne auf die Methodik beziehen, aber bisher nur beiläufig erwähnt wurden. Diese Übersicht ist zu kommentieren: Während sozialkonstruktivistische Ansätze zu erkunden versuchen, wie es möglich ist, dass diese oder jene Konstruktion als selbstverständlich oder gar natürlich erscheint, setzt der diskurstheoretische Ansatz genau umgekehrt an. Es geht nicht um den konstruktiven Charakter der Wirklichkeit, sondern um eine Analyse (der Macht) des Diskurses. Folglich wird nicht eine soziale Gemeinschaft oder Gesellschaft, deren Mitglieder die Konstruktion der Wirklichkeit teilen, sondern ein Diskurs als »Feld« vorausgesetzt. In sozialkonstruktivistischen Ansätzen geht es auch um die Analyse der Wirkung der Konstruktionen. Dieser Aspekt ist im diskurstheoretischen Ansatz kaum von Bedeutung, denn die Folgen des Handelns der Subjekte werden kaum berücksichtigt. Vielmehr wird das Subjekt selbst als »Effekt« betrachtet. (Wie dies genauer vorzustellen ist, ist noch zu klären.) In sozialkonstruktivistischen Ansätzen wird die Stabilität der Konstruktion der Wirklichkeit über ein Normengefüge erklärt. Zwar spricht auch Butler von Normen, doch für sie ist die Annahme einer Matrix der Intelligibilität wichtig, denn sie legt

fest, was »menschlich«, »unmenschlich« und »menschlich undenkbar« ist und über sie erfolgt die Ausschließung.

Auch wenn oben deutlich geworden ist, dass der Konstruktionsbegriff im diskurstheoretischen Ansatz leicht zu Missverständnissen führt, ist hier zum einen »soziale Konstruktion«, zum anderen »diskursive Konstruktion« angeführt, wobei letzteres ohne Akteur zu denken ist, denn nur in sozialkonstruktivistischen Ansätzen wird das Subjekt als »Konstrukteur«, das diese Konstruktionen (mit anderen) hervorbringt, betrachtet. Während in diesem die Handlungsfähigkeit des Subjekts vorausgesetzt wird, wird im diskurstheoretischen Ansatz das Handeln des Subjekts stets unter dem Aspekt der begrenzten Handlungsmöglichkeit, die durch die Matrix der Intelligibilität bestimmt ist, gedacht. Wenn in sozialkonstruktivistischen Ansätzen von der »Stifterfunktion« des Subjekts ausgegangen wird, wird angenommen, dass das Subjekt Konstruktionen nicht nur »rekonstruiert«, sondern auch neue erfinden kann. Im diskurstheoretischen Ansatz wird dagegen davon ausgegangen, dass das Subjekt nur »wiederholen« bzw. »zitieren« und gegebenenfalls die diskursiven Konstruktionen »verschieben« kann.

Als letztes sind Begriffe zur Methodik angeführt: Wenn in (sozial-)konstruktivistischen Ansätzen das Handeln/Sprechen der Subjekte als Konstruieren betrachtet wird, folgt daraus, dass die Methode rekonstruktiv angelegt ist. Die Konstruktionsprozesse werden nachgezeichnet, um Aufschluss darüber zu gewinnen, wie die Konstruktionen entstehen, oder es wird von den Konstruktionen, den Produkten, dem »Aufgebauten« ausgegangen, um zu erkunden, welche Wirkungen sie haben. Wenn demgegenüber die diskurstheoretische Methode als »dekonstruktiv« bezeichnet wird, so ist zwar noch nicht geklärt, wie die Analyse vorzunehmen ist. Es ist jedoch schon deutlich geworden, dass sie »machtkritisch« angelegt ist und die Regulierungsverfahren, also die Verfahren, durch die die Ausschließung erfolgt, untersucht werden. Das Begriffspaar »Tiefe vs. (Ober-)Fläche« ist aufgeführt, um anzudeuten, dass in der Diskursanalyse der Diskurs in seiner Positivität, nicht in seiner »Tiefe«, d.h. in dem, was das Gesagte bedeutet, ausgeleuchtet wird.<sup>1</sup> Dies werde ich weiter unten detaillierter darzustellen. Zuvor möchte ich jedoch noch auf das Problem der Pluralität der Wirklichkeiten hinweisen, denn es ist zu fragen, ob im diskurstheoretischen Ansatz von der Pluralität der Diskurse auszugehen ist und ob in der Diskursanalyse differente Diskurse zu analysieren sind: Während das Subjekt in sozialkonstruktivistischen Ansätzen immer schon als Mitglied einer Gemeinschaft

1 Dieser Punkt betrifft die wichtigste Umstellung in meinem methodischen Vorgehen (vgl. MB, Kap. 2.3.)

konzipiert wird, wird es im diskurstheoretischen Ansatz eher als singuläres Subjekt betrachtet. Zwar wird die Vielzahl der Subjekte einkalkuliert, aber dies wird nicht in Hinblick auf das Miteinander bzw. die Kämpfe zwischen den Subjekten um die Definitionsmacht, sondern im Hinblick auf das Unterworfen-Sein aller Subjekte unter die Macht des Diskurses betrachtet: Das (einzelne) Subjekt steht immer schon – wie alle anderen und mit allen anderen – »drinnen«, d.h. im Feld des Diskurses. Während es in sozialkonstruktivistischen Ansätzen ohne weiteres möglich ist, von der Pluralität der Wirklichkeiten auszugehen bzw. immer schon impliziert ist, dass es eine Vielzahl von gesellschaftlichen Wirklichkeiten gibt, ist die Annahme der Pluralität der Diskurse im diskurstheoretischen Ansatz nicht ohne weiteres möglich, denn wenn das Subjekt »Effekt« des bzw. eines Diskurses ist, bringt bei einer Vielzahl von Diskursen jeder Diskurs eine bestimmte Art von Subjekt als »Effekt« hervor. Kann das Subjekt dann nur in einem Diskurs sprechen? Oder kann es in mehreren Diskursen gleichzeitig sprechen? Aber kann es dann noch »Effekt« des bzw. eines Diskurses sein? Hier ist der für die Diskurstheorie wichtige Gedanke des Unterworfen-Seins des Subjekts unter die Macht des Diskurses auf jeden Fall beizubehalten und dementisprechend der Gedanke, dass Subjekte zwischen Diskursen wählen können, zu vermeiden.

## **Kritik an diskurstheoretischen Analysen**

### **Diskursanalyse als hermeneutisches Verfahren?**

In der »dichotomen Tabelle« ist angedeutet, dass eine »dekonstruktive« Analyse »nicht interpretativ« verfährt. Dies beinhaltet die Behauptung, dass eine diskurstheoretische Analyse nicht dem »interpretativen Paradigma« und den hermeneutischen Verfahren zugerechnet werden kann. Doch dies steht im Widerspruch zur gängigen Praxis in der sozialwissenschaftlichen Methodenlehre. So schreiben z.B. Hitzler und Honer in ihrer Einleitung zum Sammelband *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*, in dem auch ein Beitrag zur Diskursanalyse zu finden ist, dass alle präsentierten Verfahren darauf abzielten, »methodisch kontrolliert durch den oberflächlichen Informationsgehalt des Textes hindurchzustoßen zu tieferliegenden (d.h. eben: in gewisser Weise ›latenten‹ bzw. ›verborgenen‹) Sinn- und Bedeutungsschichten und dabei diesen Rekonstruktionsvorgang intersubjektiv nachvollziehbar zu machen bzw. nachvollziehbar zu halten« (1997: 22f.). Zielen die Analysen, die Foucault vorgelegt hat und deren Methode er insbesondere in *Archäologie des Wis-*

sen beschrieben hat, wirklich darauf ab, zu »tieferliegenden Sinn- und Bedeutungsschichten hindurchzustoßen«? Foucault hat dezidiert Stellung bezogen gegen die Vorstellung des »In-die-Tiefe-Gehens«: »In den Beschreibungen, deren Theorie ich gerade darzulegen versuchte, handelt es sich *nicht* darum, den Diskurs zu interpretieren, um durch ihn eine Geschichte des Referenten zu zeichnen.« (AW 71, Hervorh. U.M.) Die Abgrenzung von interpretativen Ansätzen zieht sich wie ein roter Faden durch den Text. So schreibt er z.B., die Archäologie sei »keine interpretative Disziplin« (ebd. 198). Einen Diskurs zu analysieren bedeute, sich an der Oberfläche des Textes zu halten, und die Positivität dessen, was gesagt wurde, zu beschreiben:

»Eine Menge von Aussagen nicht als die geschlossene und übervolle Totalität von Bedeutungen zu beschreiben, sondern als eine lückenhafte und zerstückelte Form; eine Menge von Aussagen nicht als in Bezug zur Innerlichkeit einer Absicht, sondern gemäß einer Streuung der Äußerlichkeit; eine Menge von Aussagen zu beschreiben, nicht um darin den Augenblick oder die Spur des Ursprungs wiederzufinden, sondern die spezifischen Formen einer Häufung, bedeutet gewiss nicht das Hervorbringen einer Interpretation, die Entdeckung einer Fundierung, die Freilegung von Gründungsakten. Es bedeutet auch nicht die Entscheidung über eine Rationalität oder das Durchlaufen einer Teleologie, sondern die Feststellung dessen, was ich gerne als eine *Positivität* bezeichnen würde. Eine diskursive Formation zu analysieren, heißt also, eine Menge von sprachlichen Performanzen auf der Ebene der Aussagen und der Form der Positivität, von der sie charakterisiert werden, zu behandeln; oder kürzer: es heißt den Typ von Positivität eines Diskurses zu definieren.« (Ebd. 182)

Der Begriff »Positivität« steht in gewissem Sinne im Gegensatz zu »Interpretation«, denn während durch die Interpretation der »Reichtum« dessen, was in der Tiefe der Texte enthalten ist oder sein könnte, freigelegt werden soll, soll nach Foucault in der Positivität des Diskurses die »Armut« aufgefunden werden (vgl. ebd. 170). Diese »Armut« würde man in den Interpretationen von Texten kompensieren, statt sie zum Ausgangspunkt zu nehmen:

»Interpretieren ist eine Weise, auf die Aussagearmut zu reagieren und sie durch die Vervielfachung des Sinns zu kompensieren; eine Weise, ausgehend von ihr und trotz ihrer zu sprechen. Aber eine diskursive Formation zu analysieren heißt, das Gesetz der Armut zu suchen, ihr Maß zu nehmen und ihre spezifische Form zu bestimmen.« (Ebd. 175)

Foucaults Aussagen gegen die interpretative Methode sind also recht eindeutig. Doch Reiner Keller, der Verfasser des Beitrages »Diskursanalyse« in dem oben genannten Sammelband, insistiert auf der Zurechnung der Diskursanalyse zu hermeneutischen Verfahren und behauptet dies ausdrücklich gegen Foucaults eigene Aussagen:

»Mit großem rhetorischen Aufwand hat auch Foucault seine Arbeiten ›jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik‹ (Dreyfuß/Rabinow 1987) verortet. Dagegen ist jedoch einzuwenden, dass Diskursanalysen notwendig hermeneutische Ansätze sind, für die die Welt das ›Ensemble der durch Texte eröffneten Bezüge‹ [...] darstellt. Sie implizieren selbst da Textauslegungen, wo sie sich in erster Linie auf formale Strukturen oder materiale Praktiken konzentrieren, und bewegen sich damit im ›Paradigma der Textinterpretation‹.« (1997: 327)

Keller weist zwar darauf hin, dass die wissenschaftliche Interpretationsarbeit noch eine »mehr oder minder unreflektierte Komponente« sei (ebd. 328), er betont aber auch, dass die Diskursanalyse dazu beitrage, »gesellschaftliche Ontologisierungen zu hinterfragen, die Wirklichkeit zu ›entzaubern‹ und als konstruierte – und damit auch anders mögliche – zu entdecken« (ebd.):

»Der Diskursanalyse geht es darum, Prozesse der sozialen Konstruktion, Objektivierung, Kommunikation und Legitimation von Sinnstrukturen auf der Ebene von Institutionen, Organisationen beziehungsweise kollektiven Akteuren zu rekonstruieren und die gesellschaftlichen Wirkungen dieser Prozesse zu analysieren.« (Ebd. 319)<sup>2</sup>

Dies ist nach meinen Ausführungen nicht Sinn und Zweck der Diskursanalyse im Foucaultschen Sinne. Ihr geht es weder um die »Entdeckung« des konstruktiven Charakters noch um die Analyse der Herstellungsprozesse der Wirklichkeit, sondern um die der Regulierungsverfahren. Doch Keller schreibt:

»In ›Die Ordnung des Diskurses‹ führt Foucault den Gedanken aus, daß Diskurse unmittelbar mit Ermächtigungs- und Ausschlußkriterien verkoppelt sind, die mögliche Sprecher von nicht möglichen Sprechern unterscheiden und damit ›Subjekt-Positionen‹ konstituieren. Mit seinem Begriff der ›diskursiven Praktiken‹ wird darauf verwiesen, daß spezifische Denk- oder Deutungs-

---

2 Da Keller seinen Beitrag mit dem Hinweis auf Foucaults »chinesische Tierklassifikation« beginnt (ebd. 309), erweckt er den Eindruck, in seiner Beschreibung der Diskursanalyse gehe es vor allem um die Beschreibung der Diskursanalyse Foucaults, auch wenn er auf die unterschiedlichen Arten der Diskursanalyse hinweist.

schemata mit spezifischen, sie stützenden Handlungsschemata verknüpft sind. Im Unterschied zu den Arbeiten Foucaults rückt die diskursanalytische Traditionslinie des Symbolischen Interaktionismus vor allem das Handeln von *kollektiven Akteuren* in den Vordergrund.« (Ebd. 314, Hervorh. im Original)

Hier weist er zwar daraufhin, dass durch Ausschlüsse mögliche »Sprecher« bzw. »Subjekt-Positionen« (ein zentraler Begriff dieses Ansatzes, wie ich weiter unten aufzeigen werden) von nicht möglichen unterschieden werden, aber er verknüpft den Begriff der diskursiven Praktiken mit »Denk- und Deutungsschemata«. M.E. sind diskursive Praktiken nicht auf die von einem Subjekt realisierten Rede und »Handlungsschemata« zu beziehen, sondern nur auf die »Regelmäßigkeiten für Positionen der Subjektivität«, denn Foucault schreibt:

»Man wird also darauf verzichten, im Diskurs ein Phänomen des Ausdrucks zu sehen. [...] Man wird darin eher ein Feld von Regelmäßigkeiten für verschiedene Positionen der Subjektivität sehen. [...] Es ist ein Raum der Äußerlichkeit, in dem sich ein Netz von unterschiedlichen Plätzen entfaltet.« (AW 82)

Nun ist in Rechnung zu stellen, dass Keller den Begriff »Diskursanalyse« nicht nur für Foucaults Methode verwendet. In der oben zitierten Aussage ist zu erkennen, dass er einen Unterschied zwischen zwei Arten der Diskursanalyse macht, der Foucaultschen auf der einen und der interaktionistischen auf der anderen Seite. Es ist aber auch zu erkennen, dass er nicht darauf eingeht, dass der Foucaultsche Diskurs-Begriff sich auf eine »Menge von Aussagen« (und nicht auf Deutungen und Bedeutungen) bezieht. Indem er Foucaults Methode den hermeneutischen Verfahren zurechnet, schiebt er dem Diskurs-Begriff eine Bedeutung unter, bei der das Unterworfen-Sein des Subjekts ausgeblendet wird. Wenn Keller behauptet, »die diskursive Bedeutungsproduktion qua Sprache« erfolge in je spezifischen »diskursiven Praktiken« (1997: 317) und »die Lebenswelt des Alltags« sei in modernen Gesellschaften vielfach durch Diskurse »mitkonstituiert«, ist zu erkennen, dass er Diskurse als Äußerungsformen unter anderen, die die Subjekte auswählen, betrachtet. Außerdem schreibt er: »Individuen sind weder die völlig freien Gestalter der Diskurse, noch sind sie ihnen ausgeliefert. Als Repräsentanten diskursiver Kreuzungen stehen sie in einem komplexen Feld von Ermöglichung und Begrenzung. Aus diesem Wechselspiel heraus erhalten Diskurse ihre Dynamik.« (Ebd. 318)

Sind die Subjekte wirklich als »Repräsentanten diskursiver Kreuzungen« zu betrachten? Auch von anderen AutorInnen wird das Subjekt als »Kreuzungspunkt von Diskursen« aufgefasst, wie gleich zu zeigen sein wird. Wird dabei nicht das Verhältnis von Subjekt und Diskurs sozusagen umgekehrt zu Foucaults Unterwerfungsgedanken dargestellt? Dies gilt es zu klären. Hier ist noch zu ergänzen, dass Keller die für Foucault so wichtige Analyse der Macht als Analyse der »Definitionsmacht« auffasst, denn wenn er schreibt, Macht sei »im Sinne einer sich auf unterschiedlichste Ressourcen stützende Macht der Definition zu analysieren« (ebd. 316), betrachtet er sie nicht im Sinne Foucaults als »Namen, den man einer komplexen strategischen Situation in einer Gesellschaft gibt« (WW 114), sondern als Definitionsmacht von Akteuren, die z.B., wie Haraway aufgezeigt hat, als Wissenschaftler um die Durchsetzung ihrer Erzählungen streiten. Die Analyse der Macht nach Foucault kann jedoch nicht auf der Ebene der Akteure bzw. der Interaktionen angesiedelt sein.

Kellers Darstellung der Diskursanalyse ist also wenig hilfreich für ein genaueres Verständnis der Art und Weise, wie eine Analyse von Texten nach Foucault vorzunehmen ist. Zu kritisieren ist vor allem, dass er dem Anliegen Foucaults, den humanistischen Subjektbegriff zu verabschieden und eine andere, neue Art der Analyse von Texten zu entwickeln, nicht Rechnung trägt. Offensichtlich liest er Foucaults Texte sozialkonstruktivistisch. Dies ist m. E. eine Folge von oder ein Symptom für die weit verbreitete Zurechnung des Foucaultschen Ansatzes zum Konstruktivismus.

### **Das Subjekt als »Kreuzungspunkt« von Diskursen?**

Die Metapher der Kreuzung ist in vielen Texten zu finden, auch bei Foucault:

»Weit häufiger hat man es mit mobilen und transitorischen Widerstandspunkten zu tun, die sich verschiebende Spaltungen in eine Gesellschaft einführen, Einheiten zerbrechen und Umgruppierungen hervorrufen, *die Individuen selbst durchkreuzen*, zerschneiden und umgestalten, in ihrem Körper und in ihrer Seele abgeschlossene Bezirke abstecken.« (WW 117f., Hervorh. U.M.)

Es scheint auf den ersten Blick, als würde auch er voraussetzen, dass Diskurse durch das Individuum hindurch ziehen. Bei genauerer Betrachtung aber zeigt sich, dass er hier von »Umgruppierungen« und Verschiebungen von Widerstandspunkten spricht, die auch in den Individuen stattfinden können. Er zeigt damit also an, dass die Bruchlinien eines



Diskurses auch in den Individuen verlaufen können, denn diese Aussage steht in einem Kontext, in dem er Widerstandsformen als Bestandteile des Diskurses beschreibt und deutlich macht, dass »die Welt des Diskurses nicht zweigeteilt [ist] zwischen dem zugelassenen und dem ausgeschlossenen Diskurs oder dem herrschenden und dem beherrschten Diskurs« (ebd. 122): »Es gibt nicht auf der einen Seite den Diskurs der Macht und auf der anderen Seite den Diskurs, der sich ihr entgegensetzt. Die Diskurse sind taktische Elemente oder Blöcke im Feld der Kräfteverhältnisse.« (Ebd. 123) Die Gegenposition, die jemand gegen die herrschende Meinung einnimmt, sei nicht unabhängig vom, sondern noch geformt durch den Diskurs. Auch in einer Passage in *Archäologie des Wissens*, in seiner Beschreibung des Archivs, ist vom »Überkreuzen« die Rede:

»Die verschiedenen Werke, die verstreuten Bücher, diese ganze Menge von Texten, die einer selben diskursiven Formation angehören – und so viele Autoren, die sich gegenseitig kennen und nicht kennen, kritisieren, für nichtig erklären, ausräubern, sich wieder begegnen, ohne es zu wissen, und hartnäckig ihre vereinzelt Diskurse in einem Gewebe *überkreuzen*, das sie nicht beherrschen, dessen Ganzes sie nicht wahrnehmen und dessen Ausmaß sie schlecht ermessem –, alle diese Gestalten und diese verschiedenen Individualitäten kommunizieren nicht durch die logische Verkettung der Propositionen, die sie vorbringen [...]; sie kommunizieren durch die Form der Positivität ihres Diskurses.« (AW 184, Hervorh. U.M.)

Hier erklärt er, dass die unterschiedlichen, bisweilen auch gegensätzlichen »vereinzelt Diskurse« aufeinander bezogen sind, und zwar einfach dadurch, dass sie zur selben diskursiven Formation gehören. Wichtig ist, dass er an dieser Stelle den Diskursbegriff im Plural verwendet, und zwar nicht in dem Sinne, wie ich ihn oben als Problem für die Diskursanalyse angedeutet habe, auch nicht im Sinne einer »Menge von Äußerungen«, sondern im umgangssprachlichen Sinne von *discours* = »Rede« verwendet. Er macht nämlich deutlich, dass die »verschiedenen Individualitäten« Aussagen hervorbringen, die, so gegensätzlich sie auch erscheinen mögen, durch den Diskurs geformt sind, denn durch den Diskurs sei vorab bestimmt, was sagbar ist und was nicht. Deshalb schreibt er im Folgenden, man könne in der »Dichte der diskursiven Praktiken« »Systeme« erkennen. Diese »Aussagensysteme« bezeichnet er als »Archiv«: Das Archiv sei »das Gesetz dessen, was gesagt werden kann, das System, das das Erscheinen der Aussagen als einzelner Ereignisse beherrscht« (ebd. 187). Auch wenn hier nicht weiter darauf eingegangen werden kann, wie im einzelnen Foucaults Termini der »diskursiven

Formation«, des »Archivsystems«, der »Archäologie« und »Genealogie« zu verstehen sind, so ist doch festzuhalten, dass er eine Diskursanalyse als »die Beschreibung der diskursiven Formationen, die Analyse der Positivitäten, das Ermitteln des Aussagefeldes« (ebd. 190) versteht. Das bedeutet, dass das Feld der Aussagen als System untersucht werden soll. Dass diese Analyse sich auch auf die Subjektposition bezieht, lässt sich an folgender Aussage ablesen:

»Wenn eine Proposition, ein Satz, eine Menge von Zeichen als ›geäußert‹ bezeichnet werden können, dann also nicht, insofern es eines Tages jemand gab, der sie vorbrachte oder irgendwo ihre provisorische Spur niederlegte; sondern insofern die Position des Subjekts bestimmt werden kann. Eine Formulierung als Aussage zu beschreiben besteht nicht darin, die Beziehungen zwischen dem Autor und dem, was er gesagt hat (oder hat sagen wollen oder, ohne es zu wollen, gesagt hat) zu analysieren; sondern darin, zu bestimmen, welche Position jedes Individuum einnehmen kann und muss, um ihr Subjekt zu sein.« (Ebd. 139)

So ist hier festzuhalten, dass Foucault nicht davon ausgeht, dass Diskurse sich in einem räumlich ausgedehnten Subjekt kreuzen. Vielmehr insistiert er umgekehrt darauf, dass der Diskurs als ein Feld von Äußerungen zu analysieren ist, dass es in diesem Feld Schnittpunkte, Überkreuzungen gibt und dass an diesen Schnittpunkten Positionen gebildet werden, die jemand einnehmen muss, um als Subjekt Geltung beanspruchen zu können. Auch Butler spricht von »Kreuzungen«. Um aufzuzeigen, dass Butler in eben diesem Sinne an Foucault anknüpft, ist eine Stelle aus *Körper von Gewicht* anzuführen:

»Diese Analyse will deutlich machen, dass eine Ökonomie der Differenz Berechtigung hat, in der die Matrizen, die Knotenpunkte (*crossroads*), an denen unterschiedlichste Identifikationen gebildet und verschoben werden, ein Revidieren jener Logik des ausgeschlossenen Widerspruchs erzwingen, nach der die eine Identifizierung immer nur auf Kosten einer anderen erkauf wird.« (KvG 168)

Die *crossroads* sind Knotenpunkte, an denen Linien sich kreuzen. Nach Butler werden an diesen Punkten »Identifikationen gebildet und verschoben«. Das heißt, dass an diesen Punkten die Subjektpositionen zu finden sind, zumal Butler schreibt, dass diese »Identifikationen« nicht auf die Identität des Subjekts zu beziehen seien:

»Solche Fragen zu stellen heißt, nach wie vor die Frage nach der ›Identität‹ zu stellen, aber nicht mehr nach der Identität als einer zuvor errichteten Position

oder einer einheitlichen Entität, sondern als Teil einer dynamischen Landkarte der Macht, in der Identitäten gebildet und/oder ausgelöscht, eingesetzt und/oder lahmgelegt werden.« (Ebd. 168)

Die Metapher der »dynamischen Landkarte« bezieht sich auf die Ebene des Diskurses, d.h. auf die Ebene, auf der die Ausschließungsprozeduren stattfinden. Auf dieser Landkarte sind sozusagen die Straßen eingezeichnet, und an den Punkten, an denen diese sich kreuzen, sind die Positionen zu finden, die die Subjekte einnehmen müssen, um Intelligibilität beanspruchen zu können. Werden Positionen eingenommen, die nicht im Schnittpunkt der Linien liegen, können keine Identitäten gebildet werden, denn diese Positionen werden als unmöglich abgewiesen, »ausgelöscht«.

### Exkurs: Maihofers »Gebäude-Subjekt«

An dieser Stelle möchte ich auf den Ansatz von Andrea Maihofer eingehen, denn im Gegensatz zu vielen anderen rechnet sie Foucaults Ansatz nicht dem Konstruktivismus zu<sup>3</sup> und begründet ihre »Präferenz für eine diskurstheoretische gegenüber einer konstruktivistischen bzw. dekonstruktivistischen Perspektive« ausführlich (vgl. 1994: 237). Allerdings betrachtet auch sie das Subjekt als »Kreuzungspunkt«. Dies ist genauer zu betrachten. Sie kritisiert konstruktivistische Ansätze, insbesondere die Rede von der »diskursiven Konstruktion« bei Butler,<sup>4</sup> denn darin sei die unterschiedliche »Existenzweise« eines Körpers, einer gesellschaftlichen Institution, eines Textes oder eines Gedankens begrifflich nicht präsent. Das führe dazu, dass die historisch entstandene, gelebte »existentielle bzw. materielle Realität« des Geschlechts sowie des Geschlechtskörpers gleichsam idealistisch verschluckt und Geschlecht/Geschlechtlichkeit insgesamt zu einem diskursiv produzierten Effekt, zu einem bloß ideologischen Bewusstseinsphänomen werde (vgl. 1995: 52). Auf diese Weise würden Geschlecht und Körper zu »einer bloßen Fiktion oder Illusion« (ebd. 76). Um weder auf die »materialistische Sei-

3 Gleichzeitig bezeichnet sie aber Butlers Ansatz als »dekonstruktivistisch«. Sie ist also nicht der Meinung, dass Butler den Foucaultschen Ansatz aufnimmt. Außerdem habe ich oben bereits die Vermutung geäußert, dass sie mit einem Praxisbegriff operiert, der eher an Bourdieus Habitus-Konzept als an Butlers Konzept der Performativität orientiert ist (vgl. Kap. Grundannahmen).

4 Butler habe in *Gender Trouble* einige frühere Überlegungen weiterentwickelt, und zwar »in einer diskurstheoretischen bzw. semiologischen Perspektive [...] oder genauer: in einer eigentümlichen Mischung von beidem.« (1995: 45)

te zu rutschen« (ebd. 76) noch auf die »idealistische«, die keine materielle körperliche Realität mehr anerkenne, schlägt sie vor, Geschlecht als »hegemonialen Diskurs« und als »gesellschaftlich-kulturelle Existenzweise« zu begreifen (ebd. 80). Dazu knüpft sie an Foucault an. Er habe gezeigt, dass das moderne Subjekt sich durch bestimmte soziale Praktiken wie die Praxis des Geständnisses entwickelt habe. In diesem Vorgang sei der Körper zu einem »Körper mit einem Innenraum« geschaffen worden: »Die Seele spaltet den Körper. Es entsteht das, was dann Innerlichkeit genannt wird bzw. umgekehrt äußere Körpergrenzen. Aus diesem Grunde auch dreht Foucault das christlich-theologische Bild vom Körper als Gefängnis der Seele um: die Seele hat den Körper gefangen.« (Ebd. 50)

An dieser Stelle kritisiert sie, Butler gehe zu weit über Foucault hinaus, denn bei ihr verflüchtige sich der Körper »zu etwas Immateriellem, Intelligiblem, Fiktivem« (ebd. 50). Ihr ist insofern zuzustimmen, als Butler, wenn sie vom Körper als einer »phantasmatischen Konstruktion« (GT 214) spricht, allzu leicht missverstanden werden kann (vgl. oben). Doch an der Reihe »Immaterielles, Intelligibles, Fiktives« zeigt sich, dass Maihofer Butler missversteht: Der Begriff »Intelligibilität«, der im Wortsinne »Verstehbarkeit« bedeutet, ist hier fehl am Platz, denn er bezeichnet nicht etwas »Immaterielles« oder »Fiktives«. Bei Butler ist er auf die Unterscheidungen zwischen »menschlich vs. unmenschlich vs. menschlich undenkbar« bezogen ist (vgl. oben). Es ist also ein zentraler Begriff für den Ausschließungsgedanken, denn nur wenn jemand als »verstehbar« gilt, kann er als Subjekt sprechen. Über das Kriterium der »Verstehbarkeit« funktionieren die Ein- und Ausschließungsprozesse.

Auch an anderer Stelle zeigt sich im Zusammenhang mit der Kreuzungsmetapher, dass Maihofer nicht nur Butlers, sondern auch Foucaults Ansatz missversteht bzw. umdeutet, und zwar dort, wo sie ihre Kritik an der »konstruktivistischen Perspektive« in der »Metaphorik« des Bauens formuliert:

»Damit ist eine Metaphorik gewählt, als ob es lediglich um den Bau und die Wahrnehmung einer Fassade ginge, nicht um das Gebäude selbst. [...] Aus Sorge, in einen Geschlechteressentialismus oder eine Geschlechterontologie zu verfallen, wird Geschlecht in Darstellungen und Wahrnehmungen aufgelöst, wird die Rede über das Gebäude durch die über die Fassade ersetzt. Eine ›Frau‹ oder ein ›Mann‹ zu sein, bleibt auf diese Weise den Individuen letztlich äußerlich. [...] Doch geschlechtliche Individuen sind, um in dieser Metaphorik zu bleiben, das Gebäude selbst (einschließlich der Fassade); das heißt, sie ›haben‹ eine historisch entstandene ›körperliche und seelische Realität und Materialität.« (1995: 83)

Möglicherweise ist Maihofers Beschreibung des Individuums als »Gebäude« ein Zugeständnis an (sozial-)konstruktivistische Metaphern. Diese lassen sich nicht immer vermeiden, und auch bei Foucault und Butler sind sehr viele bildhafte Ausdrücke zu finden. Aber die Metaphern des diskurstheoretischen Ansatzes bezeichnen keine dreidimensionalen Räume, sondern eindimensionale Linien bzw. zweidimensionale Flächen. Sie (be-)zeichnen keine gestalthaften Körper, sondern graphische Strukturen. Indem Maihofer aber von einem »Gebäude-Subjekt« ausgeht, muss sie das Verhältnis von Subjekt und Diskurs sozusagen umgekehrt zu Butler und Foucault formulieren: Das Subjekt ist in ihrem Ansatz gewissermaßen ein Raum, durch den Diskurse – wie Straßen – hindurch ziehen. Dies wird besonders deutlich, wenn sie auf das Beispiel einer türkischen Migrantin in Deutschland hinweist, denn dort schreibt sie, die Diskurse seien in einem konkreten Individuum »ineinander verflochten«:

»So mag für eine in Deutschland geborene junge Frau türkischer Nationalität der hierzulande hegemoniale Geschlechterdiskurs für die Konstituierung ihres ›Frau‹seins kaum, der in der Türkei hegemoniale hingegen fast ungebrochen relevant sein; es kann aber auch das Umgekehrte der Fall sein oder ein kompliziertes wechselseitiges Modifikationsverhältnis bestehen. Zudem kann dies in verschiedenen Bereichen ihres Lebens, zu Hause oder in der Schule, unterschiedlich sein. Ebenso ist es möglich, dass sie zwar hinsichtlich ihres Glaubens sehr traditionell orientiert ist, nicht hingegen, was ihr ›Frausein‹ anbelangt und so fort. Es gilt, jeweils genau zu analysieren, *wie in einem konkreten Individuum die verschiedenen gesellschaftlichen Diskurse ineinander verflochten sind* und welchen Grad von Verallgemeinerbarkeit dies besitzt.« (Ebd. 107, Hervorh. U.M.)

Maihofer hat also auch die Situation von MigrantInnen, die bei Foucault und Butler außer Acht gelassen wird, im Auge. Wenn sie dabei aber vom Sich-Überlagern und Sich-Kreuzen verschiedener Diskurse im Subjekt ausgeht, so lässt sich dies kaum mit Foucaults Ansatz vereinbaren, zumal sie dabei auch von »Menschen an sich« und von »unverwechselbaren konkreten einzelnen« spricht:

»Allerdings gehen die Individuen in ihrer Existenz als ›männliche‹ oder ›weibliche‹ Individuen nicht auf. Sie sind immer auch und zugleich ›Menschen an sich‹ sowie Angehörige einer spezifischen Klasse, Kultur oder ›Rasse‹ (ebenfalls historisch spezifische gesellschaftlich-kulturelle Existenzweisen). Und nicht zuletzt sind sie immer unverwechselbare konkrete einzelne.« (Ebd. 105)

Sie merkt zwar an, dass das Verhältnis zwischen individueller Einzigartigkeit und dem hegemonialen Diskurs noch weiter auszuarbeiten sei, aber sie unterstreicht den Gedanken, dass sich »Geschlecht« »in der Ausübung von verschiedenen ›weiblichen‹ und ›männlichen‹ Denk-, Gefühls- und Körperpraxen« konstituiere und reproduziere (vgl. ebd. 107). Folglich sieht sie die Möglichkeit der Veränderung »in der jeweils individuellen Einzigartigkeit, die einen je eigenen, mal konformistischen, mal mehr, mal weniger kritischen Blick auf die gesellschaftlichen Gegebenheiten und eine je individuelle Transformation geschlechtlicher Existenzweisen erlaubt.« (Ebd. 108) Auf den ersten Blick lässt sich hier eine Ähnlichkeit zu Butlers Konzept der subversiven Wiederholung erkennen (vgl. unten). Auf den zweiten Blick zeigt sich jedoch, dass sie am traditionellen Subjektbegriff festhält, wenn sie von der »individuellen Einzigartigkeit« spricht. Das heißt: Auch wenn sie den Subjektbegriff Foucaults ausführlich diskutiert und zur Grundlage ihres Konzepts des »hegemonialen Diskurses der Geschlechterdifferenz« wählt – und obwohl sie ausführlich auf Foucaults Arbeiten zu *Sexualität und Wahrheit* Bezug nimmt und darauf hinweist, dass Foucault einen bestimmten Subjekttypus beschreibt – übersieht sie offensichtlich, dass er sich hierzu einer bestimmten Methode bedient. Dies lässt sich deutlich an ihrer Definition des Diskursbegriffs ablesen:

»Im Anschluss an Foucault verstehe ich *Diskurs* als Denk-, Gefühls- und Handlungsweisen, Körperpraxen, Wissen(schafts)formen, Institutionen, Macht- und Herrschaftsverhältnisse, Naturverhältnisse, Kunst, Architektur, innere Struktur von Räumen etc.« (Ebd. 80)

Dann fügt sie hinzu: »Meist sind Diskurse eine Kombination von alledem.« (Ebd.) Sie arbeitet also mit einem recht ungeklärten Diskursbegriff.

### »Erzählende« Diskurse im Subjekt?

Um Anhaltspunkte dafür zu finden, ob und wie die Diskursanalyse im Sinne Foucaults und Butlers auf Interviewtexte anzuwenden ist, ist auf Gesa Lindemanns Aufsatz *Die Konstruktion der Wirklichkeit und die Wirklichkeit der Konstruktion* (1994) einzugehen, denn sie beschreibt dort, wie verschiedene Ansätze auf einen Interview-Text anzuwenden sind.<sup>5</sup> Zunächst zu ihrem Anliegen:

---

5 Nur selten macht sich ein Forscher/eine Forscherin die Mühe, die unterschiedlichen Perspektiven der Ansätze in ihrer Wirkung auf die Analyse eines konkreten Textes aufzuzeigen.

Lindemann will die »konstruktivistischen« Ansätze von Goffmann, Garfinkel und Butler »enger miteinander ins Gespräch bringen« (1994: 115)<sup>6</sup> und prüfen, was sie jeweils leisten. Dazu stellt sie an die »Interpretationen«(!) zwei »Leitfragen«: »Wie ist das Verhältnis der Konstruierenden zum Konstruktionsprozeß?« und »Wie werden Konstruktionen als etwas unhintergebar Wirkliches erfahren?« (Ebd. 116) Es ist zu vermuten, dass sie bei diesen Fragen zu einer kritischen Bewertung der »konstruktivistischen« Ansätze gelangt. Das Ergebnis sei deshalb vorweg genannt: Alle drei Ansätze könnten das Problem »der unhintergebaren Wirklichkeit der Geschlechterbinarität nicht lösen« (vgl. ebd. 133). Nur mit Plessner, also mit dem phänomenologischen Ansatz, sei es möglich, den Gedanken, dass der Konstruktionsprozess ein leiblicher sei, hinein zu nehmen. Letztlich hält sie also alle drei Ansätze nicht für angemessen zu zeigen, dass Konstruktionen als etwas Reales und Unausweichliches erfahren werden. Dies überrascht nicht, denn die von ihr formulierten Fragen nach der »unhintergebaren Wirklichkeit« »passen« nicht zum Ziel des diskurstheoretischen Ansatzes, die Ausschließungsprozeduren zu analysieren, d.h. die Grenzen der Erfahrung, die das Subjekt überhaupt machen kann, zu beschreiben. Sie gehen aber auch am Bemühen der sozialkonstruktivistischen Ansätze, nämlich zu zeigen, wie der Anschein der Natürlichkeit entsteht, warum also für das Subjekt das, was es erfährt, real ist, vorbei. Die Wirklichkeitserfahrungen der Subjekte lassen sich nicht als Argument gegen die konstruktivistischen Ansätze anführen, denn gerade diese wollen sie erklären. Für Lindemann aber ist die Annahme, dass das Individuum, weil es einen Leibkörper habe, die Wirklichkeit leiblich, authentisch erfahre, schließlich geschehe in diesem raumhaften Körper, in diesem Ich in Raum und Zeit etwas, unverzichtbar: Eine Person sei stets »eine räumlich gespürte Ausdehnung« (ebd. 136), sie erfahre sich »hier-jetzt als etwas Raumhaftes und Begrenztes« (ebd. 137). Trotz dieser Kritik an ihrer zirkulären Argumentationsweise ist es hilfreich, genauer zu betrachten, wie sie Butlers Ansatz auf eine konkrete Textpassage anwendet, zumal sie m.W. die einzige Forscherin ist, die bisher versucht hat, einen Interviewtext nach ihrer Methode zu analysieren.<sup>7</sup>

6 Wenn sie Goffmann, Garfinkel und Butler als Vertreter der unterschiedlichen »konstruktivistischen« Ansätze betrachtet, ist zu erkennen, dass auch sie Butler dem Konstruktivismus zurechnet.

7 Zwar ist es verwunderlich, dass sie darin kein Problem sieht, aber es ist ihr anzurechnen, dass sie schon sehr früh, kurz nachdem *Gender Trouble* auf Deutsch erschienen war und Butlers Thesen gerade Verwirrung in den *Gender Studies* ausgelöst hatten, die praktische Umsetzung dieses Ansatzes überhaupt versucht hat.

Lindemann beginnt den Abschnitt, in dem sie (unter der Überschrift »Butlers unendliche Geschichte«) Butlers Methode in der Anwendung zeigt, folgendermaßen: »Sie [Butler, U.M.] versteht das Subjekt als einen Kreuzpunkt von Diskursen, die die je spezifische subjektive Erfahrungsposition konstituieren. Als Kreuzpunkt ist das Subjekt aber auch »die stets vorhandene Möglichkeit eines bestimmten Prozesses der Umdeutung« (Butler 1993: 45).« (1994: 128) Sie zeigt auf, dass für Butler die Erfahrungs- und Handlungsmöglichkeiten des Subjekts durch den Diskurs konstituiert werden und dass nach Butler das Subjekt nichts Neues erfinden, sondern nur »umdeuten« kann. (In meiner »dichotomen Tabelle« erscheint dies als »Verschieben«.) Das heißt, sie weist darauf hin, dass das Subjekt nicht als Urheber, »Stifter« zu betrachten ist. Aber sie schreibt stattdessen dem Diskurs bzw. den Diskursen kreative Fähigkeiten zu. Dies gilt es genauer zu zeigen.

Lindemann erklärt, Butler betrachte die Subjekte vor allem als sprachlich Handelnde, die, in dem sie sprechen, einen Sinn hervorbringen, sodass sie die Erfahrungen machen, die sie beschreiben (vgl. ebd. 129). Dann zeigt sie auf, dass nicht von der Aktivität des Subjekts auszugehen sei:

»Es gibt nur noch die Erzählung eines Ereignisses, in der dessen Sinn hergestellt wird. Es geht also darum, wie Karin im Prozess des Erzählens als eine Frau erzeugt wird, die die Erfahrungen gemacht hat, die sie beschreibt. Da Vergangenheit immer nur im Rahmen solcher Umdeutungsprozesse zugänglich ist, ist sie weniger das, was geschehen ist, als das, was – im Modus der Nachträglichkeit – geschehen sein wird. Das Interview erweist sich dabei als Konstruktion einer transsexuellen Entwicklungsperspektive: Karin schildert eine Art Offenbarung, die dazu geführt hat, dass sie jetzt auf eine neuartige und vor allem »authentischere« Weise Frau ist.« (Ebd. 129)

Hier wird deutlich, dass Lindemann das »Interview« – genauer müsste es heißen: die Darstellung der Interviewten – als eine (Geschichte der) Konstruktion betrachtet, diese aber nicht dem Subjekt, sondern dem Diskurs zurechnet. Auch wenn Lindemann schreibt, im Sprechen des Subjekts werde bisweilen auch ein unvorhergesehener, neuer Sinn erzeugt, geht sie nicht davon aus, dass die Erzählerin eine Geschichte konstruiere, vielmehr nimmt sie an, dass der Diskurs bzw. die Diskurse diese erzeugten. Mit anderen Worten: Der Diskurs wird als »Konstrukteur« bzw. die Diskurse werden als »Konstrukteure« betrachtet:

»Der Konstruktionsprozess ist in diesem Sinne ein Zusammentreffen diskursiv hergestellter Positionen, die – gemäß Butler – durch eine fortlaufende Rekombination zitiert und umgedeutet werden. Wobei die Umdeutung keine Leistung



des Subjekts, auch nicht eines hinzutretenden subjektiven Moments wäre, sondern ein Resultat des spezifischen Aufeinanderbezogenseins der involvierten Elemente.« (Ebd. 131)

Noch deutlicher wird dies in ihrer überspitzten Formulierung: »Überspitzt könnte man sagen: Die Diskurse erzählen sich unendliche Geschichten von einem geschlechtlichen Subjekt, das glaubt, es wäre deren Urheber.« (Ebd.) M.E. ist ein Interviewtext nach Butler nicht als eine »Erzählung«, die von einem Diskurs oder mehreren Diskursen gegeben wird, zu betrachten. In der Analyse, die sie vorschlägt, ist nicht darauf zu verzichten anzunehmen, dass da ein Subjekt spricht, eine Darstellung gibt. Es ist also nicht angemessen, wenn Lindemann meint, in Butlers »Interpretation« des Interviewtextes würden Diskurse anstelle des Subjekts sprechen. Dies ist der wichtigste Kritikpunkt an Lindemanns Ausführungen zur Textanalyse nach Butler. Ein weiterer ist, dass Lindemann nicht zwischen Ereignis und Darstellung unterscheidet und deshalb eine (problematische) »Entwicklungsperspektive« aus dem Interviewtext herausliest. Die Textpassage, an der sie diese aufzeigt, handelt von einer unheimlichen Begegnung K.s mit drei Männern im Park. Dazu schreibt Lindemann, diese Begegnung habe ihr ein tieferes Wissen über das Frausein vermittelt. Die tiefere Wahrheit der Parkbegehungsregel sei schließlich zu einer »unbezweifelbaren Objektivität« (ebd. 130) geworden, »etwas, das außerhalb von Karin« liege und von ihr nicht manipuliert werden könne, das sie hinnehmen müsse: »Es steht nicht mehr in Karins freiem Willen, was sie tun oder lassen kann, sondern das neue weibliche Verhalten hat eine Macht über sie, der sie sich unterwerfen muss.« (Ebd. 131) Hier nimmt sie Bezug auf die für Butler und Foucault so wichtige Analyse der Macht. Dabei geht sie aber davon aus, dass die »Parkbegehungsregel« zunehmend Macht über Karin gewonnen habe. Sie analysiert also nicht die Macht des Diskurses, die das Subjekt als »Effekt« hervorbringt, sondern sie geht davon aus, dass der Text zeige, wie die Diskurse sich allmählich des Subjekts bemächtigen. Außerdem kann Lindemann nicht mehr überzeugend erklären, dass K. schließlich darstellt, sie sei doch durch den Park gegangen. Betrachten wir dazu die Textpassage genauer. Zunächst beendet K. ihre Darstellung der Begegnung im Park folgendermaßen:

*»Und das war eben, seitdem das mit diesen drei Typen passiert ist, also ist ja eigentlich nix passiert, aber irgendwie doch, also es ist jetzt so, dass ich das, ich meine diesen Park, also da durchzugehen, dass ich das nicht mehr mache, geht irgendwie nicht mehr.« (Lindemann 1994: 117)*

Wenn K. hier sagt »geht irgendwie nicht mehr«, entsteht ein Widerspruch zu ihrer Darstellung eines dritten Ereignisses, die am Ende der von Lindemann gebotenen Textpassage steht:

*»Einmal, da hatte ich es total eilig, weil ich in der B. (Name der Kneipe) verabredet war und spät dran war – bin ich nicht um den Park drumrum, sondern durchgegangen. Ich bin sowieso etwas schneller gegangen, weil ich es eilig hatte, aber dann im Park, ich bin immer schneller, fast gerannt, weil ich einfach Schiß hatte.« (Ebd.)*

Lindemann löst diesen Widerspruch dadurch, dass sie schreibt, »das neue Wissen über das Bedrohtsein von Frauen« sei inzwischen derart tief in ihr verankert, dass »ihr Körper selbständig zu reagieren« beginne, wenn sie sich anders verhalte. Dadurch entstehe am Ende des Interviewausschnitts »eine authentisch besetzte weibliche Subjektposition« (ebd. 131). M.E. ist die Subjektposition bei Butler und Foucault nicht dynamisch zu verstehen: Weder entsteht sie im Laufe einer Erfahrung, noch im Laufe einer Darstellung, vielmehr ist sie »da«, bevor jemand spricht. Damit ist angedeutet, dass ich es für möglich halte, Butlers Ansatz auf einen konkreten Interviewtext anzuwenden, und erste Anhaltspunkte dafür gefunden habe, wie eine Darstellung diskursanalytisch zu betrachten ist: K. versucht in ihrer Darstellung, sich in die Matrix der Intelligibilität einzuordnen und Geltung als »Frau« zu beanspruchen. In diesem Sinne handelt die Textpassage vom Bemühen bzw. der Schwierigkeit Karins, als intelligibles Subjekt, als Jemand zu gelten. Dass ihr dies gelingt, erscheint fraglich. Jedenfalls ist Lindemanns Begriff der Authentizität hier fehl am Platz.

Es ist zwar noch nicht geklärt, wie Butlers Methode im Einzelnen auf einen Text anzuwenden ist, aber es zeigt sich deutlich, dass das Subjekt nicht als »Kreuzpunkt« unterschiedlicher diskursiver Strukturen, die es durchkreuzen (und sich dabei gegenseitig Geschichten erzählen), zu betrachten ist. Während Lindemann, wenn auch auf andere Weise als Keller und Maihofer, Diskurse als Linien versteht, die durch ein räumlich ausgedehntes Subjekt hindurchgehen, halte ich es für notwendig, auf jeden Fall auf die Annahme eines »Gebäude«-Subjekts zu verzichten. Um die Handlungsmöglichkeit des Subjekts zu untersuchen, ist von der Notwendigkeit auszugehen, dass es im Diskurs spricht und eine Position nimmt, die im Diskurs vorgegeben ist, und andernfalls von Ausschließung bedroht ist.

## Wiederholen als »Effekt« des Befehls bei Butler

Um diese Lesart abzusichern, sind noch einmal Butlers Schriften genauer zu betrachten. Zwar wird die Aussicht, in diesen Anleitung für das methodische Vorgehen zu finden, von vielen skeptisch beurteilt,<sup>8</sup> doch dort müssten mehr oder weniger verborgene Hinweise zu finden sein, denn jede Theorie enthält eine Modellannahme, und im Modell liegt zugleich der Schlüssel für das Vorgehen bei der Analyse. Für das diskurs-theoretische Modell Butlers (bzw. Foucaults) gibt es inzwischen drei wichtige Anhaltspunkte: die Annahme eines Diskurses als Feld, einer Matrix der Intelligibilität als Raster und einer Subjektposition am Kreuzpunkt der Linien im Feld. Nun ist vor allem zu klären, wie der »Ausschluss«, der sozusagen an die Stelle der Konstruktion in sozial-konstruktivistischen Ansätzen tritt, vorzustellen ist. Im Sinne der »dichotomen Tabelle« geht es also um die Klärung der Begriffe »Wiederholen«, »Zitieren« und »Verschieben« anstelle des »Konstruierens«. Über die Klärung dieser Begriffe Butlers müsste Aufschluss über die Methode der Diskursanalyse zu gewinnen sein.<sup>9</sup>

In der Einleitung zu *Gender Trouble* schreibt Butler, es sei ihr Anliegen, »den Vorgang der diskursiven Produktion« von *sex* und *gender* aufzuzeigen und »jene Machtverhältnisse« aufzudecken, die den »Effekt« eines vordiskursiven Geschlechts (*sex*) hervorbringen (vgl. GT 24). Diese Produktion sei zu analysieren, um die Möglichkeiten für das »Eingreifen«, für die Intervention in diese Verfahren zu erkunden. Am Ende von *Gender Trouble* schreibt sie, es gehe um die kritische Aufgabe, »Strategien der subversiven Wiederholung auszumachen« (ebd.

8 Hirschauer z.B. schreibt, ihre methodologischen Ausführungen blieben »dunkel und tautologisch« und seien nur wenig hilfreich für eine Umsetzung in ein empirisches Forschungsdesign (vgl. 1995: 73). Im Übrigen macht Rainer Diaz-Bone in seiner 2003 erschienenen Sammelbesprechung deutlich, dass es bislang nicht gelungen sei, aus der Diskurstheorie Foucaults eine ausgearbeitete Methodologie zu entwickeln und »die Grounded Theory bislang die am weitesten mit der Diskursanalyse vermittelte Methodologie« sei (2003).

9 Butlers Modell ist insofern schwierig zu erkennen, als sie, ähnlich wie Foucault, zwar ausführlich darstellt, wie die Analyse *nicht* vorzunehmen ist – sie beschreibt bzw. kritisiert z.B. ausführlich die Verengungen, Verkürzungen, Naturalisierungen im feministischen Diskurs – ihr eigener Ansatz wird dadurch aber eher verdeckt. So ist z.B. in *Gender Trouble* der Text insgesamt so strukturiert ist, dass der größte Teil aus Kritik besteht und nur im letzten Teil ihr Neuansatz deutlich wird. Daher erschien es mir sinnvoll, vom letzten Abschnitt in *Gender Trouble*, in dem sie die Möglichkeiten zur politischen Veränderung, zum »Eingreifen« beschreibt, auszugehen.

216), denn in die repetitiven Praktiken dieses Bezeichnungsfeldes einzutreten, sei keine Wahl, weil das Ich, das hier angeblich eintrete, immer schon »drinnen« sei. Es gebe keine mögliche Tätigkeit außerhalb der diskursiven Verfahren. Deshalb sei die Frage nicht, ob, sondern wie wiederholen (vgl. ebd. 217). Wie oben bereits erwähnt, schlägt sie eine subversive Wiederholung in der Parodie und Travestie vor. Hier ist zunächst darzustellen, dass dieser Vorschlag wenig hilfreich ist für die Methodik der Analyse, denn sie verlässt hier die diskursive Ebene und bezieht die Performanz nicht auf das Sprechen, sondern auf das Darstellen (auf einer Bühne). Um herauszufinden, warum sie diesen Wechsel der Ebene vornimmt und ob er zwingend ist, ist ihr Vorschlag der parodistischen Wiederholung genauer zu betrachten.

### **Theatralische *performances* und die Performanz**

Butler sieht die Möglichkeit zur Veränderung »in der Möglichkeit, die Wiederholung zu verfehlen bzw. in einer De-Formation oder parodistischen Wiederholung, die den phantasmatischen Identitätseffekt als eine politisch schwache Konstruktion entlarvt« (GT 207), denn durch die »Unstimmigkeit zwischen vorausgesetzter Geschlechtsidentität (*gender*) und Darstellung, sex und Darstellung (*performance*)« könne die grundlegende Kontingenz in der Beziehung zwischen biologischem Geschlecht (*sex*) und Geschlechtsidentität (*gender*) aufgezeigt werden (vgl. ebd. 202). Durch die »parodistischen Stile« würden die Bedeutungen der Geschlechtsidentität in Bewegung gebracht (vgl. ebd. 203). Nun ist aber die »parodistische Wiederholung« keine diskursive, sondern ein körperliche. Statt also die Möglichkeiten in der Veränderung des Sprechens des Subjekts zu suchen, sucht sie sie in der des »leiblichen Stils«. Dies erklärt sich zunächst dadurch, dass sie die Einschreibungen in die Körperoberflächen analysieren und ihnen den Anschein des Natürlichen nehmen will: »Ebenso wie die Körperoberflächen als das Natürliche inszeniert werden, können sie umgekehrt zum Schauplatz einer unstimmen, entnaturalisierten Performanz werden, die den performativen Status des Natürlichen selbst enthüllt.« (Ebd. 214) Aber überzeugend ist dies nicht, denn anhand ihrer eigenen Aussagen lässt sich aufzeigen, dass für sie Sprache kein »äußerliches Instrument oder Medium« ist (ebd. 211). Außerdem hält sie (wie Haraway) »ein Aufgreifen von Werkzeugen, dort, wo sie liegen« (ebd. 213) für notwendig. Wenn »jede Bezeichnung im Horizont des Wiederholungszwangs steht«, und »die Handlungsmöglichkeit in der Möglichkeit anzusiedeln (ist), diese Wiederholung zu variieren«, dann ist damit offensichtlich eine diskursive Wiederholung gemeint. Warum weicht sie dann auf »leibliche« Werkzeuge aus? War-

um verlässt sie hier die diskursive Ebene? Sie macht mit Monique Wittig die »Performanz der Geschlechtsidentität« als Stelle zum Eingreifen aus, und sucht nun nach bestimmten Formen der Wiederholung, die »wirklich störend bzw. wahrhaftig verstörend wirken« könnten:

»Welche Performanz in welchen Kontexten zwingt uns, erneut die Stelle und die Stabilität von Männlichkeit und Weiblichkeit zu betrachten? Und welche Art von Performanz der Geschlechtsidentität entlarvt den performativen Charakter der Geschlechtsidentität selbst und setzt ihn so in Szene, dass die naturalisierten Kategorien der Identität und des Begehrens ins Wanken geraten?« (Ebd. 204)

Sie gibt die Antwort, indem sie folgendermaßen fortfährt:

»Wenn der Körper kein ›Seiendes‹ ist, sondern eine variable Begrenzung, eine Oberfläche, deren Durchlässigkeit politisch reguliert ist, eine Bezeichnungspraxis in einem kulturellen Feld der Geschlechter-Hierarchie und der Zwangsheterosexualität – welche Sprache bleibt dann noch, um diese leibliche Inszenierung – die Geschlechtsidentität, die ihre ›innere‹ Bedeutung auf ihrer Oberfläche darstellt – zu verstehen?« (Ebd.)

Ihre Frage (»Welche Sprache bleibt dann noch?«) ist skeptisch formuliert und enthält im Grunde eine negative Antwort: Es bleibe keine Sprache mehr. Und deshalb scheint sie eine Lösung, einen Ausweg nur in der Verschiebung der leiblichen Performanzen zu sehen. An dieser Stelle spricht sie dann vom »leiblichen Stil«: »Betrachten wir also die Geschlechtsidentität beispielsweise als einen leiblichen Stil, gleichsam als einen ›Akt‹, der sowohl intentional als auch performativ ist, wobei der Begriff ›performativ‹ auf eine inszenierte, kontingente Konstruktion der Bedeutung verweist.« (Ebd. 205) Daraus folgert sie weiter, dass, wenn die Geschlechtsidentität nicht als Gegebenes, sondern als »Akt« oder Prozess betrachtet werde, der Glaube »an die Natürlichkeit und Notwendigkeit der Konstruktion« (vgl. ebd. 206) erschüttert und »die zeitliche und kontingente Grundlosigkeit dieses Grundes« aufgezeigt werden könne (vgl. ebd. 207). Hier legt sie Wert auf die Unterscheidung zwischen »Performanz« und »Ausdruck«. <sup>10</sup> Beim Begriff »Ausdruck« wer-

10 »Die Unterscheidung zwischen Ausdruck und Performanz ist zentral: Wenn die Attribute und Akte der Geschlechtsidentität, die verschiedenen Formen, in denen ein Körper seine kulturelle Bezeichnung zum Vorschein bringt oder produziert, performativ sind, gibt es keine vorgängig existierende Identität, an der ein Akt oder Attribut gemessen werden könnte. Es gibt dann weder wahre noch falsche, weder wirkliche noch verzerrte Akte

de immer noch von der Annahme einer »wahren« (oder »falschen«) Identität ausgegangen, während »Performanz« auch ohne diesen »Grund« auskomme. Bedauerlich ist nur, dass sie hier nicht mehr darauf eingeht, dass die Performanz nicht zwangsläufig eine leibliche ist, obwohl sie doch aufzeigt, dass Identitäten durch die »diskursiven Produktionsverfahren« erzeugt werden und sie diese analysieren und in diese »eingreifen« will.

Diesen Wechsel der Ebene von der diskursiven zur körperlichen Performanz behält sie in *Körper von Gewicht* bei. Dort zeigt sie ebenfalls am Schluss die Lösung über »darstellerische Realisierung« (*performance*) an.<sup>11</sup> Offensichtlich sieht sie aber inzwischen die Schwachstelle ihrer Argumentation, denn hier fragt sie: »Wie lässt sich also die Trope, vermittelt derer der Diskurs als »performativ realisierend« (*performing*) beschrieben wird, mit dem theatralischen Sinn von darstellerischer Realisierung (*performance*), für den offenbar der übertriebene Status der geschlechtlichen Normen zentral ist, verbinden?« (KvG 325) Sie sucht also nach einer Verbindung zwischen Diskurs und »darstellerischer Realisierung«. Dabei zeigt sie auf, dass jede/jeder einzelne von »uns« gezwungen sei, derartige »darstellerische Realisierungen« zustande zu bringen: Sie würden nicht gewählt, sondern bestimmt durch den Zwangscharakter dieser Normen, die gleichwohl nicht immer wirksam seien, sondern fortwährend von ihrer eigenen Unwirksamkeit heimgesucht würden. Zwar spricht sie hier von »Normen«, aber dass diese im diskurstheoretischen Sinn als Matrix zu verstehen sind, lässt sich an ihrer Umdeutung des Begriffs »Zeichen« erkennen: Das, was z.B. im *drag*, also in der »übertriebenen Version« von »Frau«, »darstellerisch realisiert« werde, sei »das Zeichen« der Geschlechtsidentität, und dieses Zeichen sei »nicht dasselbe wie der Körper, den es figuriert«, der jedoch ohne es nicht gelesen werden könne (vgl. ebd.). Dann folgt eine Aussage, die unverständlich erscheint: »Das Zeichen, verstanden als ein Geschlechter-Imperativ – »Mädchen!« – liest sich nicht so sehr wie eine Zuschreibung denn als ein Befehl, und als solcher erzeugt er seine eigenen Widersetzlichkeiten.« (Ebd.) Das »Zeichen« der Geschlechtsidentität soll als »Befehl« verstanden werden? Warum spricht sie hier vom Imperativ oder Befehl? Sie erklärt weder, von wem der Befehl erteilt wird, noch an

---

der Geschlechtsidentität, und das Postulat einer wahren geschlechtlich bestimmten Identität enthüllt sich als regulierende Fiktion.« (GT 208)

11 Vielleicht hängt es mit der doppelten Bedeutung des Begriffs *performance* im Englischen, der sowohl »Ausführung« als auch »Vorstellung« meint, zusammen, dass sie so leichtfüßig vom diskurstheoretischen Performanz-Begriff zum theatralischen *performance*-Begriff wechselt?

wen er gerichtet wird. Dies lässt sich jedoch über ihre spätere Veröffentlichung *Haß spricht* (1998) klären.

## Geschlechtsidentität als Befehl

Während Butler in *Gender Trouble* und *Körper von Gewicht* – wohl aufgrund ihrer Kritik am naturalen Verständnis des (weiblichen) Körper in den *Gender Studies* – die Möglichkeit zur Veränderung im leiblichen Handeln, in »darstellerischen Realisierungen« sieht, zeigt sie in *Haß spricht* auf, dass eine Veränderung auf der diskursiven Ebene notwendig und möglich sei. Hier geht es um die verletzende Rede, die *hate speech*. Diese sei nicht zu verbieten, weil dann »auch der Zensor gezwungen sei, das Sprechen zu wiederholen, das er verbieten möchte« (Hs 59). Selbst ein Verbot würde also der weiteren Zirkulation der *hate speech* eher dienen als sie verhindern. So wie sie in *Gender Trouble* und in *Körper von Gewicht* aufgezeigt hat, dass die Handlungsmöglichkeit nur in der Wiederholung gegeben sei, macht sie hier deutlich, dass die von *hate speech* Betroffenen nicht umhin könnten, die verletzende Rede zu wiederholen: Die Wiederholung sei zwar ein ärgerliches, jedoch viel versprechendes Instrument (vgl. ebd. 60). Nun hat sich ihre Perspektive auf die Wiederholung insofern verändert, als sie nun untersucht, wie der Sprechakt der *hate speech* als weniger effektiv und zugleich offener für eine Erneuerung und Subversion zu denken sei: »Ist also eine Wiederholung denkbar, die den Sprechakt von den ihn stützenden Konventionen ablösen kann und damit seine verletzende Wirksamkeit eher in Verwirrung bringt als konsolidiert?« (Ebd. 35) Auch hier weist sie auf den »Zitatcharakter« des Sprechens und die zweifelhafte Annahme einer »Autonomie im Sprechen« hin: »Autonomie im Sprechen ist, soweit sie existiert, durch eine radikale und ursprüngliche Abhängigkeit von der Sprache bedingt, deren Geschichtlichkeit die Geschichte des sprechenden Subjekts in alle Richtungen übersteigt.« (Ebd. 47) Allerdings unterscheidet sie nun zwischen performativen Sprechakten und Darstellungen (*performances*). Diese seien nicht gleichzusetzen, denn wenn z.B. jemand offen seine Homosexualität erkläre, sei der performative Akt die Erklärung, nicht die Homosexualität (vgl. ebd. 38).<sup>12</sup> Außerdem schränkt sie nun die Bedeutung der »performativen Äußerung« ein: Es seien solche Handlungen, die eine bestimmte Kette von Effekten auslösen. »Sprachlich Handeln bedeutet nicht zwangsläufig, auch Effekte hervor-

12 Außerdem führt sie als Beispiel an, dass durch die »Repräsentation/Darstellung« von Sexualpraktiken in der AIDS-Aufklärung weder AIDS verbreitet, noch zu irgendeiner Art von Sexualität aufgerufen werde (vgl. Hs 39).

zurufen, und in diesem Sinne ist ein Sprechakt nicht immer ein effektiver Akt.« (Ebd. 31) Es ist nicht unwichtig, dass sie »performativ« nun im Sinne von »folgenreich« verwendet, wie an folgender Aussage zu erkennen ist: »Die performative Äußerung ist nicht nur eine rituelle Praxis; sie ist eines der einflussreichsten Rituale, mit denen Subjekte gebildet und reformuliert werden.« (Ebd. 26) Butler bezieht sich hier auf Austins Theorie des Sprechakts,<sup>13</sup> »performativ« ist also nicht als Adjektiv zu dem für den diskurstheoretischen Ansatz so wichtigen Performanzbegriff zu verstehen, es sind hier vielmehr Äußerungen gemeint, die das bewirken, was sie sagen (wie z.B. »Ich taufe dich«). Es sind also nicht alle sprachlichen Äußerungen gemeint, sondern nur diejenigen, die im Rahmen einer rituellen Handlung geäußert werden.

Butler folgert nun, dass die Benennung eine der effektivsten performativen Äußerungen sei. Aus der Perspektive der von der *hate speech* Betroffenen schreibt sie:

»In den fortwährenden Anrufungen des gesellschaftlichen Lebens wiederholt sich eine grundlegende Unterordnung und damit die Szene der Handlungsmacht. Ich habe einen bestimmten Namen erhalten, und weil ich einen Namen erhalten habe, bin ich in das sprachliche Leben eingeführt worden: Das heißt, ich beziehe mich durch die Sprache, die andere mir gegeben haben, auf mich selbst – wenn auch nie genau in denselben Begriffen, die meine Sprache nur nachahmt. Die Bezeichnungen, die man uns beilegt, decken sich selten mit denen, die wir selbst wählen. Doch diese Bezeichnungen, die wir nie wirklich wählen, machen das möglich, was wir weiterhin als »Handlungsmacht« bezeichnen können, nämlich die Wiederholung der ursprünglichen Unterordnung zu anderen Zwecken, deren Zukunft zum Teil noch offen ist.« (Ebd. 61)

Hier geht Butler auf die Einschränkung der Handlungsmöglichkeiten aufgrund einer Bezeichnung, die dem Subjekt von Anderen gegeben wird, auf das Unterworfen-Sein des Subjekts unter den Diskurs ein.

---

13 Butler versucht, »eine Brücke zwischen Austins und Althussers Theorien zu schlagen«. (Hs 43) Da nach Althusser der Sprechakt dem Subjekt vorausgehe, die »Anrufung« das Subjekt erzeuge (ebd. 41) und auch nach Austin das Subjekt »niemals völlig einzigartig«, sondern »in gewissem Sinne hier eine überlieferte Reihe von Stimmen, ein Echo von anderen, in Gestalt des »Ich« spreche (ebd. 43), hält sie dies für möglich. Indem sie später aufzeigt, dass auch bei Foucault die Existenz, das Leben des Subjekts abhängig sei von der Sprache, dass »das sprechende Subjekt durch die Sprache, die er oder sie spricht, konstituiert« werde und die Sprache die Bedingung seiner oder ihrer Möglichkeit der Existenz und nicht bloß sein oder ihr Ausdrucksinstrument sei (ebd. 46), kehrt sie zu dem für die diskurstheoretische Analyse wichtigen Performanzbegriff zurück.



Gleichzeitig weist sie darauf hin, dass in der Wiederholung die Möglichkeit zur Veränderung bestehe.

An dieser Stelle zeigt sich nun eine Lösung für das Problem, wie die Geschlechtsidentität als »Befehl« zu verstehen ist: Wäre es nicht möglich, auch die Zuordnung zur Geschlechtskategorie, also z.B. die Bezeichnung »Frau«, als Namen zu betrachten? Verhält es sich bei diesem »Namen« nicht ähnlich wie bei den diskriminierenden »Namen« der *hate speech*? Ist dies nicht auch eine Bezeichnung, die ich selbst nie wirklich gewählt habe, die mir schon gegeben ist, bevor ich sie auf mich beziehe? Bestimmt dieser Name, diese Bezeichnung nicht immer schon meine Handlungsmöglichkeit? Ist meine Handlungsmöglichkeit durch die Bezeichnung »Frau« nicht bereits festgelegt, bevor ich spreche? In diesem Sinne würde sich klären, warum sie in *Körper von Gewicht* schreibt, die Annahme des Geschlechts sei von Anfang an »unfrei« (vgl. KvG 36). Es ließe sich auch klären, warum das Subjekt nicht Urheber des Diskurses ist: Ich habe keine »souveräne Macht« über das, was ich sage (vgl. Hs 55), weil ich nur das sagen kann, was dieser Name mir zu sagen erlaubt. »Durch den Namen werden die Möglichkeiten des sprachlichen Lebens ebenso eröffnet wie verworfen.« (Ebd. 64) Dann sind meine Handlungsmöglichkeiten begrenzt durch diesen Befehl, der meine Identität erzeugt.

Damit klärt sich, wie Butlers Aussage, die Geschlechtsidentität sei ein »Befehl« oder »Imperativ«, zu verstehen ist: »Mädchen« oder »Frau«, »Junge« oder »Mann«, diese Bezeichnungen sind zugleich Imperative, die die Bedingungen für die Handlungsmöglichkeiten, ja, die Bedingungen für die Existenz des Subjekts festlegen. Ich habe zu sprechen nach dem Imperativ, der meine Identität anleitet.<sup>14</sup> Nun eröffnet sich eine neue Perspektive: Wenn Butler schreibt, »dass sich die Handlungsmacht von den Beschränkungen in der Sprache herleitet« (ebd. 65), bedeutet dies nicht nur, dass sie von den begrenzten Handlungsmöglichkeiten ausgeht, es bedeutet auch, dass der Spielraum für das Handeln in der Ausführung dieses Befehls zu suchen ist, denn sie schreibt, wir müssten »die Formen des Sprechens, die sich an der Grenze zum Unsagbaren halten« erkunden, ein »Sagen des Unsagbaren« wagen: »Denkt man an die Welten, die eines Tages denkbar, sagbar und lesbar werden könnten, so zeigt sich, dass sich das Gebiet des sprachlichen Überlebens nur durch ein »anstößiges Vergehen« erweitern lässt, das auch die Er-

14 In einer späteren Veröffentlichung weist Butler selbst darauf hin, dass der Name, der auch als »symbolischer Befehl« zu verstehen sei, auch auf »gesellschaftliche Kategorien« wie »Frau« (!), »Jude«, »Schwarzer«, »Schwuler« oder »Chicana« zu beziehen sei (vgl. PM 91f.).

schließung des Verworfenen und das Sagen des Unsagbaren umfasst.« (Ebd.)

Hier wird nicht nur der Weg, den Butler für eine politische Veränderung vorschlägt, sichtbar, es ist auch zu erkennen, dass die Annahme eines Befehls wichtig ist für ihr Modell: Der Befehl reguliert die Identität, das »Sprechen als«. Damit klärt sich auch das Konzept des »Wiederholens«. Der Begriff meint weniger eine Wiederaufnahme von bereits Gesagtem, sondern eher ein unentwegtes Ausführen des Befehls. Anders formuliert: Das, was als Wiederholung erscheint, ist eine Folge dieser unentwegten Ausführungen eines Befehls. Nun zeigt sich, dass das letzte Kapitel in *Gender Trouble* »Von der Parodie zur Politik« auch in der Weise gelesen werden kann, dass sich die »Strategien der subversiven Wiederholung« auf die diskursive Ebene beziehen lassen, denn dort schreibt sie:

»Die kritische Aufgabe besteht eher darin, Strategien der subversiven Wiederholung auszumachen, die durch solche Konstruktionen ermöglicht werden, und die lokalen Möglichkeiten der Intervention zu bestätigen, die sich durch die Teilhabe an jenen Verfahren der Wiederholung eröffnen, die Identität konstituieren und damit die immanente Möglichkeit bieten, ihnen zu widersprechen.« (GT 216)

Außerdem schreibt sie, es gelte, »die Identität als Praxis, und zwar als Bezeichnungspraxis zu verstehen«, und dies bedeute, »die kulturell intelligiblen Subjekte als Effekte eines regelgebundenen Diskurses zu begreifen« (ebd. 212). Die Subjekte sind insofern »Effekte« eines Diskurses, als sie eine »Folgeerscheinung« sind:

»Sagt man, dass das Subjekt konstituiert ist, so bedeutet dies einfach, dass das Subjekt eine Folgeerscheinung bestimmter regelgeleiteter Diskurse ist, die die intelligente Anrufung der Identität anleiten. Das Subjekt wird von den Regeln, durch die es erzeugt wird, nicht *determiniert*, weil die Bezeichnung kein *fundierender* Akt, sondern eher ein *regulierter Wiederholungsprozess* ist, der sich gerade durch die Produktion substantialisierter Effekte verschleiert und zugleich seine Regeln aufzwingt. In bestimmter Hinsicht steht jede Bezeichnung im Horizont des Wiederholungszwangs; daher ist die ›Handlungsmöglichkeit in der Möglichkeit anzusiedeln, diese Wiederholung zu variieren.« (Ebd. 213, Hervorh. im Original)

Das Subjekt wird hier zwar als »Folgeerscheinung« bezeichnet, dies ist aber nicht, wie in sozialkonstruktivistischen Ansätzen, als Folge in der Zeit, auf der Handlungsebene zu verstehen, sondern mehr oder weniger atemporal. Jedenfalls liegt der »Befehl« nicht auf derselben Ebene wie

die Handlung. Er bewirkt zwar, dass das Sprechen wie ein Wiederholen erscheint, aber er reguliert das Sprechen, bevor jemand spricht. Dadurch klärt sich auch der Zusammenhang zwischen den Befehlen oder Regeln und der Matrix der Intelligibilität: Der Subjektstatus ist nur im Rahmen der Regel zu behaupten. Es gibt nicht unendlich viele Möglichkeiten, als Subjekt zu sprechen, sondern nur bestimmte, denn ein Subjekt »entsteht« gerade »durch die Unterdrückung bestimmter Möglichkeiten des Sprechens« (vgl. SD 130). Es wird insofern durch den Diskurs konstituiert, als es nur dann als intelligibles Subjekt gelten kann, wenn es sich in die Matrix der Intelligibilität einordnet, und das heißt nun, wenn es im Rahmen des durch den Befehl erzeugten Feldes spricht. Wenn Butler schreibt, die Anweisung, eine gegebene Geschlechtsidentität zu sein, vollziehe sich »auf diskursiven Bahnen« (GT 213), weist sie zwar darauf hin, dass durch die Koexistenz oder Überschneidung unterschiedlicher Anweisungen die Möglichkeit einer vielschichtigen Rekonfiguration und Wieder-Einsetzung entstehe, dann aber folgert sie: »Es gibt kein Subjekt, das dieser Überschneidung vorausgeht und vor seinem Eintritt in das von Konflikten geprägte kulturelle Feld seine ›Identität‹ bewahrt. Es gibt nur ein Aufgreifen von Werkzeugen dort, wo sie liegen.« (Ebd.) Das heißt zum einen, dass die Annahme eines Subjekts vor dem Feld – erst recht die Annahme eines räumlich ausgedehnten Subjekts, in dem sich Diskurse kreuzen – nicht möglich ist. Es heißt zum anderen, dass die Überschneidung sich auf die Regeln und nicht auf die Überschneidung von Diskursen bezieht:

»Als substantivische Identität zu gelten ist zudem eine mühsame Aufgabe, da diese Erscheinungen durch ein Regelsystem erzeugte Identitäten sind. Das heißt: Sie beruhen auf der ständigen und wiederholten Aufrufung der Regeln, die die kulturell intelligiblen Verfahren der Identität bedingen und einschränken.« (Ebd. 212)

Hier versucht sie, sozusagen komplexe Identitäten – sie nennt die (wenig überzeugenden) Beispiele »eine gute Mutter, ein heterosexuell begehrenswertes Objekt, ein tüchtiger Arbeiter« (ebd. 213) – zu beschreiben. Diese würden an den Schnittpunkten der Regeln gebildet, denn sie folgert, »die Koexistenz oder Überschneidung dieser diskursiven Anweisungen bringe die Möglichkeit einer vielschichtigen Rekonfiguration« hervor (vgl. ebd.). Lässt sich dies auch auf die Regeln verschiedener Diskurse beziehen? Immerhin weist sie an anderer Stelle auf Diskurse im Plural als »geschichtlich spezifische Organisationsformen der Sprache« hin:

»Als geschichtlich spezifische Organisationsformen der Sprache präsentieren sich die Diskurse im Plural, sofern sie im zeitlichen Rahmen koexistieren und unpräzise und ungewollte Überschneidungen instituieren, aus denen spezifische Modalitäten diskursiver Möglichkeiten erzeugt werden.« (Ebd. 212)

Lässt sich dies vielleicht auch auf das Sprechen in mehreren Diskursen, z.B. auf die »komplexe Identität« der türkischen Migrantin in Maihofers Beispiel beziehen? Dies wird später zu klären sein. Hier ist noch darauf hinzuweisen, dass für Butler die Art der Ausführung des Befehls wichtig ist. Am Ende von *Körper von Gewicht* erwähnt sie eher beiläufig, in Spiegelstrichen eingefügt, Normen seien nicht als gehorsamst zu befolgende Befehle, sondern als Imperative aufzufassen, »die ›zitiert‹, verdreht, vermässelt (*queered*) und als heterosexuelle Imperative plastisch gemacht werden müssen« (ebd. 326). Diese Stelle ist nicht nur insofern wichtig, als sie hier die Möglichkeit für das »Eingreifen« aufzeigt – die Frage der Subversion werde zu der »Frage des Zunutzemachens der Schwäche in der Norm, zu einer Angelegenheit des Ausfüllens der Praktiken ihrer Reartikulation« (ebd.) – wichtig ist vor allem, dass sie aufzeigt, dass Befehle nicht nur »gehorsamst«, sondern auch mehr oder weniger ungehorsam ausgeführt werden können. Das heißt: Durch die Annahme einer »Distanz« zwischen dem Imperativ und seiner Ausführung ist es ihr möglich anzunehmen, dass es verschiedene Arten der Wiederholungen gibt. Damit ergibt sich auch ein neues Verständnis des »Verschiebens« oder »Eingreifens«: Wenn sie nämlich davon ausgeht, dass die Veränderung nur durch ein »Sagen des Unsagbaren« möglich ist, dann ist impliziert, dass ein Verschieben sozusagen nur bei einer »ungehorsamen« Ausführung des Befehls erreicht werden kann. Ich werde später aufzeigen, dass Butler zwischen korrektgehenden Wiederholungen, die der gehorsamen Ausführung des Befehls entsprechen, und fehlgehenden Wiederholungen, die sozusagen eine ungehorsame oder »lockere« Ausführung des Befehls implizieren, unterscheidet.<sup>15</sup> Hier ist zunächst zusammenfassend festzuhalten, dass in Butlers Modell die Annahme eines Befehls oder einer Regel, die das »Sprechen als« anleitet, zentral ist. Um abzusichern, dass das Wiederholen und Verschieben bei Butler sich durch die Annahme eines Befehls erklären lässt, ist nun zu prüfen, ob auch Foucault annimmt, dass Subjekte nach Befehlen sprechen.

---

15 Dass diese Unterscheidungen wichtig sind für das methodische Vorgehen, habe ich während meiner empirischen Arbeit auf der Suche nach den Regeln des Sprechens herausgefunden (vgl. unten und vgl. MB Kap. 3.3.7.2).

## Der Befehl und die Regeln bei Foucault

Im ersten Kapitel habe ich aufgezeigt, dass Foucault in seiner Analyse des Begehrenssubjekts davon spricht, dass »wir alle« an den Befehl, den Sex zu erkennen, sein Gesetz und seine Macht an den Tag zu bringen, gebunden seien: »Das Sexualitätsdispositiv hat ›den Sex‹ als begehrenswert konstituiert. Und dieser ›Begehrens-Wert‹ des Sexes bindet jeden von uns an den Befehl, ihn zu erkennen, sein Gesetz und seine Macht an den Tag zu bringen.« (WW 187) Es scheint also, dass Butlers Befehlskonzept nicht ihre eigene Erfindung ist, sondern sie es von Foucault übernimmt. Bei genauerer Betrachtung aber zeigt sich, dass Foucault von der Errichtung des Imperativs spricht:

»Es ist ein Imperativ errichtet worden, der fordert, nicht nur die gesetzeswidrigen Handlungen zu beichten, sondern aus seinem Begehren, aus seinem gesamten Begehren einen Diskurs zu machen. [...] Die christliche Seelsorge hat aus der Aufgabe, alles was sich auf den Sex bezieht, durch die endlose Mühle des Wortes zu drehen, eine fundamentale Pflicht gemacht.« (Ebd. 31)

Der Sex sei »zu einer Sache des erschöpfenden Sagens« geworden, es habe eine »Diskursivierung« des Sexes stattgefunden:<sup>16</sup> »Ob subtiles Bekenntnis oder autoritäres Verhör, der Sex, raffiniert oder bäurisch, muss gesagt werden. Ein großer polymorpher Imperativ unterwirft gleichermaßen den anonymen Engländer wie den armen lothringischen Bauern, von dem die Geschichte wollte, dass er Jouy hieß.« (Ebd. 46) Wenn Foucault hier von der Errichtung eines polymorphen Imperativs, dem alle in den abendländischen Gesellschaften unterworfen seien, spricht, so bedeutet dies noch nicht, dass er immer und überall das Sprechen als Ausführen von Befehlen betrachtet. Zwar ist in *Der Wille zum Wissen* zu erkennen, dass er das Wirken der Macht als ein Regelsystem, das dem Subjekt Regeln auferlegt, versteht – »die Macht handelt, indem sie die Regeln ausspricht: [...] Die Macht spricht, und das ist die Regel.« (ebd. 104) –, dass er also eine Verbindung zwischen Macht und Regel herstellt, doch da es ihm dabei um die juristische Macht, d.h. um die Macht, die in den Gesetzen stecke, um die »negative Vorstellung der Macht« geht, ist es schwierig, von hier aus zu folgern, dass er grundsätzlich das Sprechen der Subjekte als Sprechen nach Regeln betrachtet. Immerhin ist deutlich zu erkennen, dass er es gerade deshalb für not-

16 M.E. hat seine These von der »Diskursivierung« des Sexes zu Missverständnissen geführt, denn in dieser verwendet er einen Diskursbegriff, der »Rede« oder Versprachlichung meint und nicht »eine Menge von Aussagen, die einem gleichen Formationssystem zugehören« (AW 156).

wendig hält, eine »andere Theorie der Macht zu entwickeln« und »den Sex ohne das Gesetz und die Macht ohne den König zu denken« (vgl. ebd. 113).

Allgemeiner lässt sich feststellen, dass Foucault in seinen drei Bänden zu *Sexualität und Wahrheit* zwar der Entstehung dieses Imperativs nachgeht, dass aber die Antwort auf die Frage, ob er immer schon davon ausgeht, dass Subjekte nach Befehlen sprechen, letztlich abhängig davon ist, wie sein Spätwerk gelesen wird. Einige behaupten, er habe seine Methode, die er in *Ordnung des Diskurses* und in *Archäologie des Wissens* dargelegt habe, selbst nicht angewandt, seine Archäologie sei gescheitert (vgl. Dreyfuss/Rabinow 1994: 105ff.), oder er habe sich später von der Analyse der Macht ab- und der Analyse der Selbsttechniken zugewandt, der »Unterwerfungsgedanke« sei später zunehmend in den Hintergrund getreten. Doch ähnlich wie Bröckling, Krasmann und Lemke gehe ich davon aus, dass Foucaults Interesse für Selbsttechnologien keinen Abschied von der Machtanalytik oder ihre Aufgabe zugunsten der Ethik, sondern eine Erweiterung und Verfeinerung der Untersuchung von Machtmechanismen bedeutet (vgl. 2000: 29). Und mit Schmid bin ich der Meinung, dass Foucault keineswegs die Archäologie aufgibt, sondern dass Archäologie und Genealogie in einem Ergänzungsverhältnis stehen<sup>17</sup>, zumal er im Rückblick auf sein Lebenswerk schreibt, die Analyse der Macht habe im Dienste der Analyse des Subjekts gestanden: »Nicht die Macht, sondern das Subjekt ist deshalb das allgemeine Thema meiner Forschung.« (1994: 243)

Diese beiden Richtungen erkenne ich in seinen drei Bänden *Sexualität und Wahrheit*: Einerseits beschreibt er »archäologisch« die unterschiedliche Akzentuierung in den jeweils untersuchten Zeiträumen, andererseits »genealogisch« die langsame Formierung der Selbstthermeneutik und die Herausbildung des »polymorphen Imperativs«.<sup>18</sup>

Ganz offensichtlich geht auch Butler nicht davon aus, dass Foucaults Methodologie der Archäologie gescheitert sei, vielmehr nimmt sie gerade seine methodologischen Schriften zum Ausgangspunkt und entwickelt aus diesen eine Lesart, in der seine Ausführungen nicht sozialkonstruktivistisch umgedeutet werden.<sup>19</sup> Um aufzuzeigen, dass sie ihr

---

17 »Archäologie« meint also die (synchrone) Analyse vergangener Diskurse in einer bestimmten Epoche, und die »Genealogie« die (diachrone) Analyse der Abfolge und Verschiebung zeitlich aufeinander folgender Diskurse.

18 Dass sich, wenn er einerseits Kontinuitätsannahmen ablehnt, andererseits selbst die Kontinuität des Imperativs aufzeigt, ein Widerspruch ergibt, habe ich oben aufgezeigt (vgl. Kap. Projektidee).

19 Allerdings weist Butler in einer neueren Veröffentlichung darauf hin, dass Foucault später die Beichte umgedeutet habe (KeG 118). Dies ändert aber

Konzept des Befehls und der Regeln von Foucault übernimmt, möchte ich einige Aussagen Foucaults zum Diskurs, zum Subjekt und zur Subjektposition anführen. Foucault beschreibt die Aufgabe der Archäologie folgendermaßen:

»Sie versucht, nicht die Gedanken, die Vorstellungen, die Bilder, die Themen, die Heimsuchungen zu definieren, die sich in den Diskursen verbergen oder manifestieren; sondern jene Diskurse selbst, jene Diskurse als bestimmten Regeln gehorchende Praktiken.« (AW 198)

Hier wird deutlich, dass Foucault den Regeln eine herausragende Bedeutung gibt, denn wenn er schreibt, Diskurse seien »als bestimmten Regeln gehorchende Praktiken« zu definieren, impliziert dies die Annahme, dass Diskurse durch Regeln strukturiert sind. Angemerkt sei, dass er hier von Diskursen im Plural spricht. An anderer Stelle spricht er aber von *dem* Diskurs als »Praxis«: »Der Diskurs [ist] eine komplexe und differenzierte Praxis, die analysierbaren Regeln und Transformationen gehorcht.« (Ebd. 301) Um also einen Diskurs als »eine Menge von Aussagen, die zur selben diskursiven Formation gehören« (ebd. 156) zu analysieren, ist es notwendig, die Formationsregeln herauszufinden, die diese Menge zusammenhalten und die die diskursive Praxis steuern. Die diskursive Formation ist das allgemeine Aussagesystem, dem eine Gruppe sprachlicher Performanzen gehorcht (ebd. 169). Da eine Aussage keine Einheit sprachlichen Typs ist (vgl. ebd. 154), sondern »eine Aussage zu einer diskursiven Formation« gehört »wie ein Satz zu einem Text und eine Proposition zu einer deduktiven Gesamtheit« (ebd. 170), gilt es, diese Regeln, denen die sprachlichen Performanzen gehorchen, herauszufinden. Das Auffinden der Regeln steht also im Mittelpunkt seiner Diskursanalyse.<sup>20</sup>

Foucault formuliert seine Methode in Abgrenzung von herkömmlichen Analysen, die vom »schöpferischen Subjekt« ausgehen:

»Sie [die Archäologie, U.M.] definiert Typen und Regeln von diskursiven Praktiken, die individuelle Werke durchqueren, die mitunter sie völlig bestimmen und sie beherrschen, ohne dass ihnen etwas entgeht, mitunter aber nur

---

nichts an meiner Behauptung, dass sie in der großen Linie bei Foucault keine Veränderung sieht, denn sie zeigt hier auch auf, dass es für Foucault (wie für Adorno) wichtig sei zu zeigen, dass »Normen« nicht nur verhaltensleitend, sondern auch dafür entscheidend seien, »wer und was als menschliches Subjekt gilt« (vgl. ebd. 114).

20 Auch Dreyfuss und Rabinow betonen dies in ihrem Abschnitt »Von den Möglichkeitsbedingungen zu den Existenzbedingungen«, allerdings bevor sie vom »Scheitern der Archäologie« sprechen (vgl. 1994: 86ff.).

einen Teil davon beherrschen. Die Instanz des schöpferischen Subjekts als *raison d'être* eines Werkes und Prinzip seiner Einheit ist ihr fremd.« (Ebd. 199)

Das »Werk« sei nicht Schöpfung eines (genialen) Geistes, Produkt eines schöpferischen Subjekts, es zeige sich darin nicht das Neue eines genialen Geistes, vielmehr sei es als eine von »Typen und Regeln« durchzogene und zugleich präfabrizierte Äußerung zu betrachten. Auch an anderer Stelle bestimmt er das Subjekt umgekehrt zur herkömmlichen Vorstellung: Man dürfe sich das Subjekt der Aussage nicht als mit dem Autor der Formulierung identisch vorstellen »weder substantiell, noch funktional« (ebd. 138), es sei vielmehr als eine »leere Funktion«, als ein »leerer Raum« vorzustellen (vgl. ebd. 130), und »die absolut neutrale, gegenüber der Zeit, dem Raum, den Umständen indifferente Position, die jedes Individuum« einzunehmen habe (vgl. ebd. 137). Es sei eine Position des »man sagt«, aber dieses »man« sei nicht in der Weise zu verstehen, dass da »eine große anonyme Stimme durch die Diskurse eines jeden spräche«, sondern es sei als »das Gebiet, das mit bestimmten Figuren, mit bestimmten Schnittpunkten den besonderen Platz des sprechenden Subjekts anzeigt, das den Namen eines Autors erhalten kann« (vgl. ebd. 178). Das »sprechende Subjekt« ist also das Individuum, das den Platz, der im Diskurs vorgegeben ist, einnimmt (oder auch nicht).

An dieser Stelle zeigt sich, dass er zwischen Individuum und Subjekt unterscheidet: Wenn er vom Subjekt spricht, meint er das intelligible Subjekt, das nach der Matrix »verstehbar«, »vernünftig« ist. Durch diese Unterscheidung tritt der Aspekt, dass das Individuum sich und andere nur innerhalb eines bestimmten Wahrheitsregimes anerkennen kann, dass also die Bedingungen seiner Existenz im Diskurs vorgegeben sind, hervor. Dies lässt sich durch einige Aussagen in *Ordnung des Diskurses* verdeutlichen: »Das unendliche Gewimmel der Kommentare ist vom Traum einer maskierten Wiederholung durchdrungen: an seinem Horizont steht vielleicht nur das, was an seinem Ausgangspunkt stand – das bloße Rezitieren.« (OD 20)<sup>21</sup> Dann folgert er: »Das Neue ist nicht in dem, was gesagt wird, sondern im Ereignis seiner Wiederkehr.« (Ebd.) Hier wird deutlich, dass Foucault das Hervorbringen eines Textes oder einer Aussage nicht als Erfinden, sondern als Wiederholen, »Rezitieren« betrachtet. Wenn er dann Bezug nimmt auf seine Kritiker, die behaupten, dass der Autor doch existiere, dass also doch von der Stifterfunktion

---

21 Hier erscheinen also die Begriffe »Wiederholen« und »Rezitieren«, die Butler später verwenden wird und die ich in meiner »dichotomen Tabelle« für das Sprechen eingetragen habe.



des Subjekts auszugehen sei,<sup>22</sup> deutet er an, dass die Autor-Funktion in gewissem Sinne wie die Subjektposition, nämlich als Platz, den jemand einnimmt, wenn er/sie spricht, bzw. den er/sie einnehmen muss, wenn er/sie als intelligibles Subjekt gelten will, zu verstehen ist:

»Es wäre sicherlich absurd, die Existenz des schreibenden und erfindenden Individuums zu leugnen. Aber ich denke, dass das Individuum, das sich daranmacht, einen Text zu schreiben, aus dem vielleicht ein Werk wird, die Funktion des Autors in Anspruch nimmt. Was es schreibt und was es nicht schreibt, was es entwirft, und sei es nur eine flüchtige Skizze, was es an banalen Äußerungen fallen lässt, – dieses ganze differenzierte Spiel ist von der Autor-Funktion vorgeschrieben, die es von seiner Epoche übernimmt oder die es seinerseits modifiziert.« (Ebd. 21)

Foucault fügt an dieser Stelle hinzu: »oder die es seinerseits modifiziert«. Damit weist er darauf hin, dass der Autor nicht zwangsläufig in der Autor-Funktion aufgeht, dass er also nicht nur das schreiben bzw. wiederholen kann, was er »von seiner Epoche übernimmt«, sondern dass er das Übernommene zugleich auch verändern kann. So wie er im oben angeführten Zitat anzeigt, dass Typen und Regeln von diskursiven Praktiken, die individuelle Werke durchqueren, diese »mitunter völlig bestimmen und sie beherrschen«, »mitunter aber nur einen Teil davon beherrschen« (AW 199), macht er hier deutlich, dass das Schreiben oder Sprechen nicht immer nur Wiederholen ist, sondern dass im Wiederholen auch ein Modifizieren möglich ist. Diesen Aspekt nimmt Butler später in ihrer Unterscheidung zwischen verschiedenen Arten der Wiederholung auf: Wiederholen sei nicht immer korrektes Zitieren, bisweilen könne es auch fehlgehen, sich vermessen. Und insofern sieht sie in der fehlgehenden Wiederholung den Anknüpfungspunkt für Veränderungen, Modifizierungen, Transformationen.

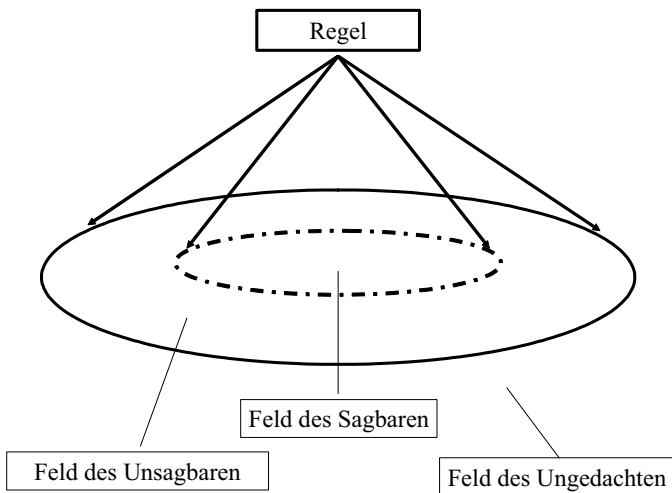
Bevor ich aufzeige, wie sich diese für die empirische Analyse wichtigen Begriffe in einem Modell zusammenführen lassen, möchte ich noch darauf hinweisen, dass Foucault auch von »banalen Äußerungen« spricht. Daran ist zu erkennen, dass er nicht nur literarische Werke eines Autors, sondern auch sein alltägliches Sprechen im Auge hat. Dies ist als ein Indiz dafür zu betrachten, dass Foucaults methodologische Ausführungen sich nicht nur auf literarische oder wissenschaftliche Texte, sondern auch auf alltägliche Äußerungen beziehen lassen. Demnach müssten sie auch auf das Sprechen während eines Interviews und damit auf die Analyse von Interviewtexten zu beziehen sein. Allgemeiner lässt

22 Oben im Kapitel »(De-)Konstruktion« habe ich aufgezeigt, dass auch Haraway und Said dieses Argument gegen Foucault ins Feld führen.

sich formulieren, dass Foucault zwar vergangene Diskurse analysiert hat, dass aber seine Methodologie nicht auf die Analyse vergangener Diskurse zu beschränken ist. Wenn Butler also seine Ausführungen auf die Analyse aktueller Diskurse überträgt, erscheint dies zwar prinzipiell möglich, es wird sich aber zeigen, dass sich bei der Analyse aktueller Diskurse einige Probleme ergeben. Hier ist festzuhalten, dass Butler, wenn sie davon ausgeht, dass Subjekte nach Befehlen sprechen, dies von Foucault übernimmt. Sie entwickelt sozusagen kein eigenes Modell, sondern präzisiert das Foucaultsche Diskurs-Modell und wendet es auf die Analyse der Geschlechtsidentität an.

### Das diskurstheoretische Modell

Anhand einer graphischen Darstellung ist Foucaults und Butlers Modell zu veranschaulichen:



In diesem Modell gibt es sozusagen zwei Ebenen: Eine obere Ebene, auf der die Regel liegt, und eine untere Ebene, auf der das Feld bzw. die Felder liegen. Dies erscheint notwendig, um auf die »Distanz« zwischen dem Befehl und seiner Ausführung hinzuweisen. Die Regel ist wie eine Lichtquelle dargestellt, die zwei Felder erzeugt, ein inneres und ein äußeres Feld. Dies gilt es zu erläutern. Im inneren Feld ist die »intelligible Behauptung eines Ich« möglich, wie Butler schreibt. Um dieses Feld herum muss ein weiteres Feld gelagert sein, denn Butler unterscheidet zwischen einer »intelligiblen Behauptung eines Ich«, die durch die Re-

geln ermöglicht wird, und der Behauptung eines Ich, die »unintelligibel« ist. Wenn die »intelligible Behauptung des Ich« nur in dem Feld, das durch die Regel erzeugt wird, möglich ist, ist auch ein Feld für die unintelligible Behauptung vorzusehen. Es muss angezeigt werden können, dass das Ich sich bei der ungehorsamen, lockeren Ausführung des Befehls nicht in demselben Feld einordnet bzw. eingeordnet wird wie bei der gehorsamen Ausführung.

Um die Annahme der zwei Felder zu plausibilisieren, möchte ich eine Passage aus *Gender Trouble* anführen, in der Butler auf die »marginale kulturelle Möglichkeit«, eine gesellschaftliche Identität zu behaupten, eingeht und dies in Feldmetaphern beschreibt. In Bezug auf die Bisexualität formuliert sie:

»Die Bisexualität [...] erweist sich in Wirklichkeit als eine Konstruktion innerhalb der Bedingungen dieses konstitutiven Diskurses, als Konstruktion eines ›Außen‹, das nichtsdestoweniger ›innen‹ ist, also nicht als eine Möglichkeit jenseits der Kultur, sondern als konkrete kulturelle Möglichkeit, die als unmöglich abgewiesen und (um)beschrieben wird. Was unter den Bedingungen einer existierenden kulturellen Form ›undenkbar‹ und ›unsagbar‹ bleibt, ist nicht unbedingt dasselbe wie das, was in dieser Kultur von der Matrix der Intelligibilität ausgeschlossen ist. Im Gegenteil: nicht die ausgeschlossene, sondern gerade die marginale kulturelle Möglichkeit ruft Schrecken und zumindest den Verlust der Sanktionierung hervor. Als praktizierende/r Homosexuelle/r keine gesellschaftliche Anerkennung zu finden, bedeutet, eine mögliche gesellschaftliche Identität zu verlieren oder eine zu erhalten, die grundsätzlich sehr viel weniger sanktioniert ist. Das ›Undenkbare‹ gehört also vollständig in die Kultur hinein; vollständig ausgeschlossen ist es hingegen von der herrschenden Kultur.« (GT 121)

Hier macht sie deutlich, dass das Undenkbare und Unsagbare nicht unbedingt dasselbe sei wie das Ausgeschlossene. Dies ist zunächst überraschend.<sup>23</sup> Es lässt sich aber klären, wenn man berücksichtigt, dass hier sozusagen von zwei Bereichen des »Undenkbaren« die Rede ist: Sie spricht zum einen von einem Bereich *in* einer Kultur bzw. in einem Dis-

23 Außerdem überrascht es, dass Butler hier die Matrix der Intelligibilität auf »Kultur« – und nicht auf »Diskurs« – bezieht. Also setzt sie hier »Kultur« an die Stelle von »Diskurs«. Diese Praxis kritisiert sie in *Körper von Gewicht* bei anderen (KvG 31). Weiterhin fällt auf, dass Butler von »der herrschenden Kultur« spricht, also zwischen »herrschender« und »marginaler Kultur« bzw. zwischen Dominanzkultur und Subkulturen in einer Gesellschaft unterscheidet, ohne weiter auszuführen, wonach diese vorzunehmen ist.

kurs, nämlich einem Außen, dass »nichtsdestoweniger ›innen« sei, zum anderen von einem Bereich, der vollständig außen sei. Sie macht also deutlich, dass das Ausgeschlossene insofern Bestandteil des »Innen« ist, als es zwar die konkrete Möglichkeit gibt, für sich den Subjektstatus zu reklamieren, jedoch auf die Gefahr hin, dass dieser Status des Subjekts als unintelligibel bewertet, d.h. abgewertet wird. Also meint die »marginale kulturelle Möglichkeit« das Sprechen auf eine Weise, die zwar noch vage von den Regeln angeleitet ist, die aber vom Ausschluss bedroht, gefährdet ist. Also geht es um einen Grenzbereich zwischen dem Sagbaren und dem vollständig Ausgeschlossenen.

Es lässt sich zeigen, dass sie die Unterscheidung zwischen einem »Außen im Innen« und einem absoluten »Außen« von Foucault übernimmt, und zwar an Foucaults Mendel-Beispiel. In *Ordnung des Diskurses* stellt Foucault die Frage, warum die Biologen des 19. Jahrhunderts nicht gesehen hätten, »dass das, was Mendel sagte, wahr ist« (OD 24). Diese beantwortet er damit, »dass Mendel von Gegenständen sprach, dass er Methoden verwendete und sich in einen theoretischen Horizont stellte, welche der Biologie seiner Epoche fremd waren« (ebd.). Er habe zwar die Wahrheit gesagt, aber er habe nicht »im Wahren« des biologischen Diskurses seiner Epoche« gesprochen (vgl. ebd. 25). Allgemeiner formuliert er: »Es ist immer möglich, dass man im Raum eines wilden Außen die Wahrheit sagt; aber im Wahren ist man nur, wenn man den Regeln einer diskursiven ›Polizei« gehorcht, die man in jedem seiner Diskurse reaktivieren muss.« (Ebd.) Er unterscheidet also zwischen dem »wilden Außen«, das dem »Außen des Innen« bei Butler entspricht, und dem Raum, in dem man »im Wahren« ist, dem Feld des »Innen« bei Butler. Dabei macht er deutlich, dass zwischen beiden eine Grenze verläuft, die von einer »diskursiven Polizei« bewacht werde. Durch diese, so schreibt er, werde die »Verknappung der sprechenden Subjekte« geregelt, und er führt weiter aus: »Niemand kann in die Ordnung des Diskurses eintreten, wenn er nicht gewissen Erfordernissen genügt, wenn er nicht von vornherein dazu qualifiziert ist.« (Ebd. 26) Dazu sei angemerkt, dass das Eintreten in die »Ordnung des Diskurses« sich zwar auf den Diskurs bezieht, dass mit *l'ordre du discours* aber auch das Eintreten in das durch die Regel erzeugte Feld, das Feld des Sagbaren, gemeint sein kann, denn der französische Begriff *l'ordre* bedeutet sowohl »Ordnung« als auch »Befehl«. <sup>24</sup> Insofern kann Foucaults Aussage auch in der Weise gelesen werden, dass ein Sprechen im »Raum des wilden Außen«, also eine ungehorsame Ausführung des Befehls im Sinne Butlers, zwar möglich ist, dass aber, da der Sprecher da-

---

24 Vgl. dazu Konersmann 1997: 73ff.

bei nicht »im Wahren« ist, er das Unsagbare sagt. Und so wie er nach Foucault damit rechnen muss, von der »diskursiven Polizei« disqualifiziert zu werden, erfährt er nach Butler einen »Schrecken« und den »Verlust der Sanktionierung« (vgl. unten).

Aus diesen Aussagen von Foucault und Butler ist zu folgern, dass das Feld des Unsagbaren noch im Bereich des durch die Regel erzeugten Feldes liegt. (Um anzuzeigen, dass es ein Außenbereich ist, ein Feld also, in dem die intelligible Behauptung des Ich nicht möglich ist, habe ich in der Graphik eine gestrichelte Linie gewählt.) Das Feld ist zwar noch durch die Regel begrenzt, aber es ist ein »gefährdetes« Feld. Diesem Feld sind alle Aussagen, bei denen der Imperativ »verdreht« oder »vermasselt« wird, zuzuordnen. Es ist das Feld der verworfenen, abgewiesenen Identitäten, das gleichwohl denkbar ist. Es ist das »Feld des Unsagbaren« insofern, als das Gesagte zwar »verstehbar«, aber (als Aussage eines intelligiblen Subjekts) nicht erlaubt ist.

Damit ergibt sich folgende begriffliche Klärung: Das innere Feld ist das Feld des »Wahren«, des Sagbaren, des »Menschlichen«, das »Innen«, das Feld für die gehorsame Ausführung des Befehls. Das äußere Feld ist das Feld des »wilden Außen«, des »Unsagbaren«, des »Unmenschlichen«, das »Außen des Innen«, das Feld für die ungehorsame Ausführung des Befehls. An dieser Stelle ist darauf hinzuweisen, dass sowohl Foucault als auch Butler den Begriff »Ausschluss« oder »Ausschließung« in doppelter Bedeutung verwenden. Beide beziehen ihn sowohl auf die Ausschließung aus dem Sagbaren – sie verwenden ihn also für die Grenzziehung zwischen dem Feld des Sagbaren und dem Feld des Unsagbaren – als auch für die absolute Ausschließung, nämlich die Grenzziehung zwischen dem Feld des Unsagbaren und dem Feld des Udenkbaren. Eben deshalb hält Butler es für notwendig darauf hinzuweisen, dass das Udenkbare und Unsagbare nicht vollständig im Außen, sondern im Außen des Innen liege.

Da, wie oben dargestellt, Butler eine Matrix der Intelligibilität mit den Feldern des »Menschlichen«, des »Unmenschlichen« und des »menschlich Udenkbaren« annimmt, so ist hier darauf hinzuweisen, dass das dritte Feld in dieser Graphik nur ex negativo zu erkennen ist: Es ist das nach außen hin nicht zu begrenzende offene Feld, weil die Möglichkeiten des Denkens als prinzipiell offen anzunehmen sind. Es lässt sich inhaltlich nicht bestimmen bzw. nur ex negativo erschließen. (Dies erklärt auch, warum es bei Butler kaum vorkommt.) Es ist die *zone du non-pensée*, die, wie Konersmann aufzeigt, in Foucaults Diskurstheorie von zentraler Bedeutung ist (vgl. 1997: 77). Sie dient dazu anzuzeigen, dass es Grenzen des Denkbaren gibt. Das heißt, die Analyse des Diskurses bezieht sich zwar auf die Positivität des Gesagten, aber das Gesagte

wird analysiert, um zu einer Aussage sowohl darüber zu gelangen, was sagbar und unsagbar ist, als auch darüber, was undenkbar ist, also gar nicht gedacht werden kann. Dadurch scheint zumindest in Umrissen und sehr vage die Möglichkeit eines anderen Denkens auf. Deshalb schreibt Foucault: »Da, wo das anthropologische Denken nach dem Sein des Menschen oder seiner Subjektivität fragte, lässt sie [die Archäologie, U.M.] das Andere und das Außen aufbrechen.« (AW 190)

Das Feld des Undenkbaren ist insofern ein wichtiges Element der Diskurstheorie, weil diese im Grunde immer schon vor dem Hintergrund des Anliegens, »die Aktualität aufzuklären über ihre eigene Denkbarkeit und Undenkbarkeit« (Schmid 2000: 157), zu verstehen ist. In *Ordnung des Diskurses* schreibt Foucault zur Ausschließungsfunktion:

»Man könnte die Geschichte der Grenzen schreiben – dieser obskuren Gesten, die, sobald sie ausgeführt, notwendigerweise schon vergessen sind – mit denen eine Kultur etwas zurückweist, was für sie *außerhalb* liegt; und während ihrer ganzen Geschichte sagt diese geschaffene Leere, dieser freie Raum, durch den sie sich isoliert, ganz genau soviel über sie aus wie über ihre Werte; denn ihre Werte erhält und währt sie in der Kontinuität der Geschichte; aber in dem Gebiet, von dem wir reden wollen, trifft sie ihre entscheidende Wahl. Sie vollzieht darin die Abgrenzung, die ihr den Ausdruck ihrer Positivität verleiht.« (OD 39)

Hier zeigt sich deutlich, dass die Positivität vor dem Hintergrund des Feldes des Ungedachten bzw. des Undenkbaren zu verstehen ist. Es zeigt sich aber auch, dass Foucault die Grenzen des Diskurses als Grenzen einer Kultur bestimmt. Wie im ersten Kapitel bereits aufgezeigt, bezieht Foucault seine historischen Analysen auf »unsere«, d.h. die »abendländische« Kultur und analysiert »unsere« Kultur als Diskurs. Heißt dies, dass nach der Ablehnung des Kulturbegriffs an seine Stelle der Diskursbegriff zu setzen ist? Dies wird später zu prüfen sein. An dieser Stelle ist festzuhalten, dass in jeder diskurstheoretischen Analyse von den drei Feldern des Sagbaren, des Unsagbaren und des Ungedachten bzw. Undenkbaren auszugehen ist. Wenn also Foucault schreibt, er untersuche die »Prozeduren der Kontrolle und Einschränkung des Diskurses«, die »von außen« als Ausschließungssysteme wirken (vgl. ebd. 17), so geht es in der Diskursanalyse darum zu untersuchen, was sagbar, was nicht sagbar und was undenkbar ist. Da die Regeln die Möglichkeit des Subjekts, überhaupt in Erscheinung zu treten, als intelligibles Subjekt zu gelten, bestimmen, ist die Analyse der Regeln wichtig, um herauszufinden, was für das intelligente Subjekt sagbar bzw. unsagbar ist.

## Zum Auffinden der Regeln des Sprechens

Anhand dieses Regel-Modells ist Aufschluss über die Methode zu gewinnen, denn nun ist zu erkennen, wie bzw. wo die Regeln zu finden sind: Sie sind aus den Äußerungen, die im Feld des Sagbaren liegen, abzuleiten, denn alle anderen sind nur vage, locker durch die Regel angeleitet, es sind im Grunde un-regelmäßige Äußerungen. Aber woran ist zu erkennen, in welchem Feld eine Äußerung liegt? Wodurch lassen sich Äußerungen, die im Feld des Sagbaren liegen, von Äußerungen, die im Feld des Unsagbaren liegen, unterscheiden? Um dies zu klären, ist zunächst aus Butlers Ausführungen eine Typologie der »Wiederholungen« zu entwickeln.

### Die Typologie der Wiederholungen

Wie oben aufgezeigt, hält Butler eine Veränderung durch eine subversive Wiederholung für möglich. Da sie in *Haß spricht* schreibt, dass diese nur durch ein »Sagen des Unsagbaren« zu erreichen seien, ist zu folgern, dass subversive Wiederholungen im Feld des Unsagbaren liegen. Dies deckt sich mit Foucaults Aussage, dass Mendel, der von Gegenständen sprach, die »der Biologie seiner Epoche fremd waren«, nicht »im Wahren«, sondern im »Raum eines wilden Außen« gesprochen habe. Da dieser bei Foucault dem Feld des »Außen im Innen« bei Butler entspricht, also das Feld des Unsagbaren gemeint ist, lässt sich ableiten, dass Mendel, der das Denken in der Biologie verändert hat, damals das Unsagbare gesagt haben muss und deshalb von seinen Zeitgenossen als ein »Monster« betrachtet wurde:

»Mendel war ein wahres Monster, weshalb die Wissenschaft von ihm nicht sprechen konnte. Hingegen hatte Schleiden, 30 Jahre früher, indem er, mitten im 19. Jahrhundert, aber gemäß den Regeln des biologischen Diskurses, die pflanzliche Sexualität leugnete, lediglich einen disziplinierten Irrtum formuliert.« (OD 25)

Deutlich weist Foucault darauf hin, dass sein Sprechen un-regelmäßig war, dass er also den Befehl nicht gehorsamt, sondern »ungehorsam« ausgeführt hat. Hier zeigt sich jedoch eine Differenz zwischen Butlers Konzept der Subversion und Foucaults Beschreibung des un-regelmäßigen Sprechens: Butler schreibt in *Gender Trouble*, die Frage der Veränderung sei eine Frage der Art der Wiederholung (vgl. GT 217), und in *Körper von Gewicht*, die Frage der Subversion sei eine »Angelegenheit des Ausfüllens der Praktiken der Reartikulation« (KvG 326).

Daran ist zu erkennen, dass die subversive Wiederholung eine Wiederholung ist, die nicht nur zufällig, sondern absichtsvoll fehlgeht bzw. dass der Imperativ absichtsvoll ungehorsam ausgeführt wird. Aber ist es möglich anzunehmen, dass das Subjekt mit Absicht eine fehlgehende Wiederholung hervorbringt? Muss dann nicht beim Subjekt die Einsicht in die diskursiven Produktionsverfahren und Machtverhältnisse vorausgesetzt werden? Kann es diese Einsicht haben? Mir scheint, dass, wenn Butler dem Subjekt eine Absicht zugesteht, sie Gefahr läuft, eben das Subjekt, das sie verabschieden wollte, wiedereinzuführen. Es besteht also eine methodologische Schwierigkeit, eine subversive Wiederholung anzunehmen.

Bei Foucault ist der Aspekt der absichtsvollen Modifikation kaum zu finden, wie sich am Mendel-Beispiel verdeutlichen lässt: Foucault zeigt zwar, dass Mendel durch sein »Sagen des Unsagbaren« eine Veränderung der Vorstellungen seines Faches bewirkt habe. Ob dies seine Absicht war, dazu macht Foucault keine Aussage (vgl. OD 24). Er spricht eher von Modifikationen und Transformationen oder vom Wechsel des Maßstabs im Laufe der Geschichte:<sup>25</sup> »Es musste der Maßstab gewechselt werden, es musste eine ganz neue Gegenstandsebene in der Biologie entfaltet werden, damit Mendel in das Wahre eintreten und seine Sätze (zu einem großen Teil) sich bestätigen konnten.« (Ebd. 25) Außerdem ist darauf hinzuweisen, dass Foucault die Veränderungen im Rückblick auf die Geschichte beschreibt:

»Die Beschreibung des Archivs entfaltet ihre Möglichkeiten ausgehend von Diskursen, die gerade aufgehört haben, die unsrigen zu sein; ihre Existenzschwelle wird von dem Schnitt gesetzt, der uns von dem trennt, was wir nicht mehr sagen können, und von dem, was außerhalb unserer diskursiven Praxis fällt.« (AW 189f.)

Da er nicht aktuelle, sondern vergangene Diskurse, von denen er durch eine »Existenzschwelle« getrennt ist, analysiert, erscheinen bestimmte »individuelle Werke« oder Autoren im Rückblick als »Abstoßungspunkte«<sup>26</sup>, an denen sich Veränderungen der Diskurse festmachen lassen. (Insofern besteht in seiner Analyse nicht die Gefahr, dass er das Subjekt vor dem Feld wiedereinführt.)

Nun spricht Butler nicht nur von subversiven Wiederholungen. Neben den absichtsvoll fehlgehenden Wiederholungen spricht sie auch von Wiederholungen, die ohne Absicht und zufällig fehlgehen, die sich sozu-

---

25 Vgl. dazu oben den Exkurs zum »Orientalismus«-Diskurs.

26 In seinem Aufsatz *Die »Gouvernementalität«* bezeichnet Foucault Machiavelli *Il principe* als einen »Abstoßungspunkt« (vgl. 2000: 42).



sagen hinter dem Rücken und ohne Absicht der Sprecher selbst vermasseln, denn sie schreibt, dass Imperative »zitiert« oder »verdrehen, vermasseln (*queered*)« werden. Hier ist ein Spielraum für verschiedene Arten der Ausführung des Befehls angedeutet: Das »Zitieren« bezieht sich allem Anschein nach auf die gehorsame Ausführung des Befehls. Es sind regelgemäße Wiederholungen gemeint, die dem Feld des Sagbaren zuzuordnen sind. Mit »Verdrehen« und »Sich-Vermasseln« wiederum sind Wiederholungen gemeint, die un-regelmäßig sind und im Feld des Unsagbaren liegen.

Da Butler ungehorsame Ausführungen des Befehls als »fehlgehende Wiederholungen« bezeichnet, ist ein Gegensatz zu »korrektgehenden Wiederholungen« impliziert. Dieser Begriff taucht bei ihr zwar nicht auf, er ergibt sich aber als logische Konsequenz, zumal sie zwischen einem Wiederholen, durch das die Verhältnisse destabilisiert werden, und einem Wiederholen, durch das die Verhältnisse stabilisiert werden, unterscheidet. Dies wird insbesondere am Ende von *Körper von Gewicht* deutlich: Die Wiederholung sei nicht notwendigerweise eine »bejahende Resignifikation«, also eine die Verhältnisse stabilisierende Wiederholung, und die subversive Wiederholung, also die absichtsvoll fehlgehende Wiederholung, sei destabilisierend (vgl. KvG 330f.). Wenn sie zwischen bejahender und verneinender Resignifikation bzw. stabilisierenden und destabilisierenden Wiederholungen unterscheidet, muss sie auch einen Gegensatz zum »Fehlgehen« annehmen: Das Gegenteil der fehlgehenden Wiederholung ist die korrektgehende Wiederholung. Es ist eine »bejahende Resignifikation« insofern, als durch sie die diskursive Produktion stabilisiert wird. Sie ist insofern affirmativ, als, da der Imperativ »zitiert«, der Befehl gehorsamst ausgeführt wird, eine Modifikation oder Transformation kaum zu erwarten ist. Allerdings besteht eine Schwierigkeit, in der Praxis zwischen bejahender und verneinender Resignifikation zu unterscheiden. Hierauf weist Butler selbst am Ende von *Körper von Gewicht* hin, denn nun fragt sie: »Wie können wir um den Unterschied zwischen der Macht, die wir fördern, und der Macht, die wir bekämpfen, wissen?« (Ebd. 331) Das Subjekt sei immer schon in die Machtbeziehungen, mit denen es sich anlegen wolle, »verwickelt« (ebd.). Man bewege sich stets in der Macht, selbst wenn man gegen sie sei. Dies sei die Bedingung des Handelns selbst. Eine »reine Opposition« sei unmöglich, und die »Ressourcen«, die zur Veränderung eingesetzt werden, seien unweigerlich »unrein«. Die »Wirkungen performativer Äußerungen, verstanden als diskursive Hervorbringungen« könnten von denjenigen, die sie äußern oder schreiben, nicht kontrolliert werden, da solche Hervorbringungen nicht im Besitz der äußernden Person seien. »Sie fahren ungeachtet ihrer Autoren mit der Signifikation fort und

manchmal entgegen den wertvollsten Absichten ihrer Autoren.« (Ebd.) Diese Aussage bezieht sie auch auf ihr eigenes Schreiben: Nicht im Besitz der eigenen Worte zu sein, sei von Anfang an gegeben, denn das Sprechen sei »die melancholische, andauernde Wiederholung einer Sprache, die man niemals gewählt hat, die man nicht als ein Instrument, das nur verwendet zu werden braucht, vorfindet, von der man aber gewissermaßen verwendet wird, in der man enteignet wird als die instabile und fortdauernde Bedingtheit des ›man‹ und des ›wir‹, die ambivalente Bedingung der Macht, die bindet.« (Ebd. 332) Hier wird noch einmal deutlich, dass sie das Hervorbringen von performativen Äußerungen (im diskurstheoretischen Sinne von »performativ«) als Wiederholen betrachtet. Wenn sie nun darauf hinweist, dass auch die subversive Wiederholung nicht zwangsläufig destabilisierend wirke, so lässt sich hier vielleicht folgern, dass Butler, obwohl sie die subversive Wiederholung sozusagen politisch als Weg zur Veränderung der Machtverhältnisse vorschlägt, die Wirkung dieser gleichwohl skeptisch beurteilt. Dies ist insofern konsequent, als sie über Wirkungen eigentlich keine Aussage machen kann. Da Wirkungen nur rückblickend festgestellt werden können, ist es in einer synchronen Betrachtung eigentlich nicht möglich zu entscheiden, ob durch eine subversive Wiederholung eine Veränderung eingeleitet wird oder nicht. Jedenfalls ist die subversive Wiederholung im Grunde eine fehlgehende Wiederholung, von der angenommen wird, dass sie eine verändernde Wirkung haben wird oder haben könnte. Aber diese Möglichkeit ist nach Foucault bei allen fehlgehenden Wiederholungen gegeben. So ist hier festzuhalten, dass die Typisierung einer Äußerung als »subversive Wiederholung« problematisch ist.<sup>27</sup>

Die verschiedenen Arten der Äußerungen, wie Butler sie beschreibt, der Äußerungen im Feld des Sagbaren einerseits, im Feld des Unsagbaren andererseits, lassen sich in einer »Typologie der Wiederholungen« folgendermaßen zusammenzufassen: (Um zu verdeutlichen, dass ich Butlers Terminologie z.T. umformuliert und ergänzt habe, habe ich ihre Begriffe in Anführungszeichen gesetzt.)

---

27 In meiner Untersuchung habe ich diese Art der Wiederholung deshalb sehr vorsichtig benutzt und eher die Vor- und Nachteile ausgelotet: Einerseits scheint sie notwendig zu sein, denn in den Daten zeigt sich, dass manche SprecherInnen mehr oder weniger bewusst das Unsagbare sagen. Andererseits erweist sich das Konzept der subversiven Wiederholung wegen der Voraussetzung einer Intention des Subjekts als problematisch.

**Äußerung im Feld des Sagbaren**

»Zitieren«  
korrektgehende Wiederholung

»bejahende Resignifikation«  
stabilisierende Reartikulation  
gehorsame Ausführung des Befehls  
regelgemäße Äußerung

**Äußerung im Feld des Unsagbaren**

»Verdrehen«, »Sich-Vermasseln«  
»fehlgehende Wiederholung«  
- zufällig fehlgehend  
- absichtsvoll fehlgehend  
= »subversiv«

verneinende Resignifikation  
»destabilisierende Reartikulation«  
ungehorsame Ausführung des Befehls  
un-regelgemäße Äußerung

Damit ist zu der Frage, wie zu entscheiden ist, ob es sich bei einer konkreten Äußerung um eine korrekt- oder fehlgehende Wiederholung handelt, zurückzukehren. Dass die Forscherin sich dabei nicht auf ihre Intuition oder den *common sense* verlassen kann, ist deutlich zu erkennen: Sie ist selbst in die Machtverhältnisse, die sie analysiert, »verwickelt«. Während es bei der Analyse vergangener Diskurse aufgrund der zeitlichen Distanz, der »Existenzschwelle«, eher möglich ist zu entscheiden, ob eine Äußerung heute noch sagbar ist, ist dies bei der Analyse aktueller Diskurse kaum möglich.<sup>28</sup> Welche Möglichkeit gibt es dann? Hierzu gibt es bei Butler einen wichtigen, wenn auch versteckten Hinweis:

**Der Rückgriff auf die Interaktionsebene**

Butler weist (in dem oben angeführten Zitat zur Aufteilung der Felder) darauf hin, dass »die marginale kulturelle Möglichkeit«, d.h. das Sagen des Unsagbaren, »Schrecken und zumindest den Verlust der Sanktionierung« hervorruft (vgl. GT 121). Sie deutet an, dass dieser »Schrecken« eine Reaktion auf eine fehlgehende Wiederholung ist. Diese löst bei dem/derjenigen, der/die diese Wiederholung gibt, aus Sorge, als unintelligibles Subjekt ausgegrenzt zu werden, Schrecken aus und/oder sie wird von anderen sanktioniert. Auch bei Foucault ist dieser Gedanke zu finden, denn er schreibt, dass man »im Wahren« nur dann sei, »wenn man den Regeln einer diskursiven ›Polizei‹ gehorcht, die man in jedem seiner Diskurse reaktivieren muss« (OD 25). Er deutet also an, dass man, wenn

28 Dies wird m.E. bei Gouvernementalitätsstudien, in denen der aktuelle Diskurs bzw. aktuelle Diskurse analysiert werden, zu wenig berücksichtigt. Vgl. Pieper/Gutiérrez Rodríguez 2003.

man dieser Polizei nicht »gehört«, mit Strafe rechnen muss. Daraus wiederum ist für die Analyse zu folgern, dass an der Reaktion der Sprecher auf das, was sie selbst gesagt haben, oder an der Reaktion von anderen auf das Gesagte zu erkennen sein muss, ob eine Äußerung sagbar ist oder nicht. Hierzu ist die Interaktion, das Miteinander-Sprechen mehrerer Subjekte zu betrachten. Und so habe ich in meiner empirischen Untersuchung auf die »Kontexte« der Äußerungen bzw. auf Komplikationen in der Interaktion geachtet.<sup>29</sup> An dieser Stelle ist aber zu fragen: Ist die Analyse der Reaktion auf eine Äußerung in einer diskurstheoretischen Analyse überhaupt möglich? Handelt es sich, wenn die Reaktion auf das Gesagte mit in die Analyse einbezogen wird, nicht um die Analyse von Wirkungen? Wie oben aufgezeigt, sind Wirkungen nur in sozialkonstruktivistischen Analysen, in denen die Subjekte als Konstrukteure betrachtet werden, zu thematisieren, aber nicht in diskurstheoretischen. Das Problem lässt sich als ein Dilemma formulieren: Einerseits ist eine diskurstheoretische Analyse offensichtlich nur möglich in Verbindung mit einer Interaktionsanalyse, weil nur durch die Analyse des sozialen Prozesses während des Interviews das Sagbare vom Unsagbaren unterschieden werden kann (und nur dadurch die Regeln des Sprechens herausgefunden werden können). Andererseits wird in dieser eigentlich nur das (singuläre) Sprechen des Subjekts fokussiert. Eine Kombination oder »Mischung« dieser beiden Analysen ist methodologisch problematisch, weil beide von einer unterschiedlichen Konstitution des Subjekts ausgehen. Hierfür ist folgende »Lösung« vorzuschlagen: Es handelt sich zwar um eine Kombination beider Analysen, aber im Grunde nicht um eine Kombination beider Ansätze. Die diskurstheoretische Analyse wird nicht als (konstruktivistische) Interaktionsanalyse durchgeführt, sondern es gibt eine Abfolge der beiden: Die diskurstheoretische folgt auf die interaktionstheoretische. Das heißt: Die diskurstheoretische Analyse ist im Grunde eine Re- oder Meta-Analyse, es ist ein Analyseverfahren, in dem bereits bearbeitete Daten auf neue Weise analysiert werden.

---

29 Da ich bei der Planung meiner Untersuchung bereits vorgesehen hatte, die Interviewtexte auf zwei Ebenen zu analysieren: zum einen auf der Interaktionsebene, auf der die sozialen Prozesse zwischen Interviewten und Interviewer während des Interviews, zum anderen auf der Darstellungsebene, auf der die Darstellungen der Irrtümer im Geschlecht gegeben werden (vgl. MB, Kap. 1.1.2.), konnte ich nun schnell feststellen, dass die Komplikationen, die ich durch die interpretative Arbeit herausgefunden hatte, der Interaktionsebene zuzurechnen waren. Dabei zeigte sich auch, dass diese häufig durch das Lachen (»Strafen«) der Interviewerin entstanden.

Möglicherweise gilt dies nicht nur für die Analyse von Interviewtexten, sondern viel allgemeiner für jede Diskursanalyse. Hat nicht auch Foucault in *Sexualität und Wahrheit* einen neuen Blick auf die Geschichte, die von anderen bereits geschrieben wurde, geworfen? Er schreibt gegen die »Repressionshypothese«, nämlich die Behauptung oder Deutung, dass die Sexualität aufgrund der Leibfeindlichkeit des Christentums unterdrückt worden sei und endlich befreit werden müsse. Das heißt: Er liest die Daten, die andere Forscher vor ihm bereits diskutiert, kommentiert und aus denen sie eine Hypothese entwickelt haben, auf neue Weise, indem er sie unter einem neuen Blickwinkel ordnet. Unter der Annahme, dass das Subjekt nicht das ist, für das es sich hält, sondern eine Position ist, die jedes Individuum einnehmen muss, wenn es als intelligibel gelten will, kann er die Konstitution des Subjekts ohne Essenz bestimmen. Er kann die Grundlosigkeit des Grundes, die Begrenztheit des Intelligibilitätshorizonts aufzeigen. Insofern lässt sich folgern, dass die Diskurstheorie einen Horizont eröffnet, in dem auch das Undenkbare als »unendlicher Horizont im endlichen« zumindest vage aufscheint.<sup>30</sup> Während die Theorie des Diskurses diesen Horizont als Möglichkeit, das bislang Ungedachte denkbar zu machen, abstrakt zu beschreiben versucht, ist die diskurstheoretische Analyse dementsprechend eine Forschung, die anhand historischer, wissenschaftlicher schriftlicher Texte (oder auch anhand mündlicher banaler Äußerungen) den Horizont des Denkbaren, also des Sagbaren und des Unsagbaren, inhaltlich aufzufüllen versucht. Indem die Regeln aufgefunden werden, nach denen Subjekte Intelligibilität beanspruchen, können die historischen wie aktuellen Bedingungen der Existenz des Subjekts aufgezeigt werden. Dies kann in der empirischen Forschung aber nur dann gelingen, wenn dabei auf Daten, die zuvor mit Methoden, die dem diskurstheoretischen Ansatz fremd sind (und deren Grundlagen in der Diskurstheorie anzweifelt werden), zurückgegriffen wird. Möglicherweise lässt sich dadurch erklären, dass die Diskursanalyse nach Foucault so häufig mit Methoden durchgeführt wird, die mit seiner Methodologie nur schwer zu vereinbaren sind.<sup>31</sup> Es gibt noch einen weiteren, methodolo-

30 »Indem er [Foucault, U.M.] die Geschichte des Denkens schreibt, zeigt er die Grenzen des Denkens auf, das die Grenzen möglicher Erfahrung *a priori* zu bestimmen dachte.« (Schmid 2000: 372)

31 Vgl. dazu die Sammelbesprechung von Dias-Bone (2003). Wenn die Diskursanalyse zur Zeit häufig mit der *grounded theory* kombiniert wird, so ist zu fragen, ob dabei eine Analyse, die ausschließlich mit der Methode der *grounded theory* erarbeitet wurde, als diskurstheoretische Analyse ausgegeben wird, oder ob Ergebnisse, die mithilfe der Methode der *grounded theory* erarbeitet wurden, anschließend in einer diskurstheoretischen Perspektive überarbeitet werden.

gisch vielleicht sogar wichtigeren Aspekt. Dieser betrifft die Pluralität der Regeln und der Diskurse.<sup>32</sup>

### **Zur Pluralität der Regeln und der Diskurse**

Im Folgenden gilt es aufzuzeigen, dass der diskurstheoretische Ansatz zu erweitern ist: Zum einen sind in der Theorie mehrere Diskurse in Rechnung zu stellen, zum anderen ist in der Analyse zu berücksichtigen, dass das Sprechen des Subjekts nicht zwangsläufig nur als (korrekt- oder fehlgehende) Wiederholung in *einem* Diskurs zu analysieren ist. Doch zunächst sind einige Bemerkungen zur Pluralität der Regeln in einem Diskurs vorzuschicken.

#### **Die Hierarchie der Regeln**

Wie aufgezeigt, präzisiert Butler die Diskurstheorie Foucaults insofern, als sie anhand seiner Ausführungen einen Neuansatz für die feministische Theoriebildung entwickelt, um die Kategorie »Geschlecht« zu analysieren, ohne sie als selbstverständlich oder natürlich vorauszusetzen. Ihre wichtigste von Foucault übernommene Annahme ist dabei die, dass das Subjekt immer schon im Feld, »drinnen« ist. Das Subjekt muss sich in die Matrix der Intelligibilität einordnen, damit es als Subjekt überhaupt in Erscheinung tritt. Es ist insofern »Effekt« des Diskurses, als es nur dann als intelligibles Subjekt gelten kann, wenn es nach den Regeln, die seine Identität anleiten, spricht. Nun gilt es, die Annahme der Pluralität der Regeln genauer zu prüfen: Ist in einer diskurstheoretischen Analyse eine Regel oder sind mehrere Regeln herauszufinden? Einerseits geht Butler von der Pluralität der Regeln aus, andererseits betrachtet sie Identität als »Befehl«, nicht als Befehle. Auch Foucault spricht einerseits in seinen methodologischen Arbeiten von den (Formations-)Regeln im Plural, andererseits in seinen historischen Arbeiten vom Imperativ des Alles-Sagens im Singular.

Dies lässt sich insofern klären, als in der Diskurstheorie von einer Vielzahl von Regeln (deren Zahl gleichwohl nicht unendlich ist), ausgegangen und angenommen wird, dass diese miteinander in einer Beziehung stehen, die sich als hierarchisch beschreiben lässt. Jede dieser Regeln beschreibt auf eine bestimmte Weise, was als intelligibel gilt. Dabei scheinen einige eher allgemeiner, andere eher spezieller Art zu sein. Das

---

32 Auf diesen Aspekt bin ich bei der Anwendung des diskurstheoretischen Ansatzes während meiner empirischen Arbeit gestoßen. An dieser Stelle habe ich also von der Empirie aus Rückfragen an die Theorie gestellt.

bedeutet für die Analyse, dass, auch wenn nur eine Regel untersucht werden soll, unter Umständen auch andere (unter- oder übergeordnete) Regeln zumindest vage zu erkennen sein können. Es kommt also auf die Forschungsfrage an, ob eine allgemeine oder eher eine spezielle Regel herausgefunden werden soll. Dazu sei hier ein Hinweis auf meine Untersuchung gegeben: Aufgrund meiner Forschungsfrage ging es um das Auffinden der Regeln, die das Sprechen als »Frau« und als »Mann« anleiten. Es handelt sich auf den ersten Blick um die Suche nach zwei Regeln. Wie sich aber während der Untersuchung herausstellte, sind diese beiden Regeln so eng miteinander verknüpft, dass von einem »Regelpaar« zu sprechen ist: Um sich in die Matrix der Intelligibilität einordnen zu können, ist es notwendig, als »Frau« oder als »Mann« zu sprechen. Das heißt zugleich auch, dass die Norm der Zweigeschlechtlichkeit sich diskurstheoretisch als eine Regel formulieren lässt, die ungefähr lautet: Wenn du als intelligibles Subjekt gelten willst, dann musst du dich entscheiden, ob du als »Frau« oder als »Mann« gelten willst.

An dieser Stelle ist zu fragen, ob auch die Norm, das heterosexuelle Begehren zu bekunden, als Regel zu betrachten ist.<sup>33</sup> Wie an dem oben angeführten Zitat Butlers zur »Bisexualität« (GT 121) zu erkennen ist, handeln ihre Ausführungen auch von der Schwierigkeit der Homosexuellen, eine gesellschaftliche Identität zu erlangen. Wenn sie aufzeigt, dass die Bisexualität wie die Homosexualität eine »Konstruktion« des »Außen im Innen« sei, dass also jemand weder als »Frau« noch als »Mann« als intelligibles Subjekt gelten könne, wenn er oder sie ein homosexuelles Begehren bekunde, lässt sich folgern, dass sie behauptet, dass – unabhängig davon, ob jemand als »Frau« oder als »Mann« spricht – nur das heterosexuelle Begehren »sagbar« ist. Aber ist dies eine universale Regel?<sup>34</sup> Hier taucht die Frage nach der Annahme der Pluralität der Diskurse auf.

33 Butler geht davon aus, dass das System der Zweigeschlechtlichkeit und das der »Zwangsheterosexualität« sich wechselseitig bedingen: »Die Institutionierung einer naturalisierten Zwangsheterosexualität erfordert und reguliert die Geschlechtsidentität als binäre Beziehung, in der sich der männliche Term vom weiblichen unterscheidet. Diese Differenzierung vollendet sich durch die Praktiken des heterosexuellen Begehrens. Der Akt, die beiden entgegengesetzten Momente der Binarität zu differenzieren, führt dazu, dass sich jeder der Terme festigt bzw. jeweils eine innere Kohärenz von anatomischem Geschlecht (*sex*), Geschlechtsidentität (*gender*) und Begehren gewinnt.« (KvG 46)

34 In der empirischen Untersuchung habe ich herausgefunden, dass es im westlichen Diskurs nicht möglich ist, als »Frau« überhaupt ein Begehren zu bekunden (vgl. unten).

## Die Pluralität der Diskurse bei Foucault und Butler

Auch wenn Foucault den Begriff »Diskurs« nicht einheitlich verwendet,<sup>35</sup> bezieht sich die Diskurstheorie, wie er sie entwirft, auf einen Diskurs im Singular. Dies zeigt sich schon daran, dass in seiner methodologischen Schrift im Titel *Die Ordnung des Diskurses* (bzw. im Original *L'ordre du discours*) der Diskursbegriff im Singular auftaucht. Es ist auch an seinen Definitionen abzulesen:

»Auf die allgemeinste und unentschiedenste Weise bezeichnet er [der Terminus Diskurs, U.M.] eine Menge von sprachlichen Performanzen.« (AW 156)

»Diskurs wird man eine Menge von Aussagen nennen, insoweit sie zur selben Formation gehören.« (Ebd. 170)

»Der Diskurs, zumindest so, wie er von der Archäologie analysiert wird, das heißt auf der Ebene der Positivität [...] ist nicht eine Sprache plus ein Subjekt, das die Sprache spricht. Es ist eine Praxis, die ihre eigenen Formen der Verkettung und der Abfolge besitzt.« (Ebd. 241)

Es zeigt sich aber vor allem in der inneren Logik der Theorie: Das Subjekt kann »Effekt« nur eines Diskurses sein, denn wenn es nur innerhalb der Matrix der Intelligibilität zum Vorschein kommen kann – und es nicht möglich ist, innerhalb eines Diskurses mehrere Matrizes der Intelligibilität anzunehmen – sind die Handlungsmöglichkeiten des Subjekts durch *den* Diskurs (und nicht durch die Diskurse) begrenzt. Das Subjekt wird als eine leere Position in *einem* Diskurs betrachtet. Wie steht es dann mit der Annahme der Pluralität der Diskurse? Ist es möglich, auch wenn in der Theorie von einem Diskurs ausgegangen wird, das Regel-Modell auf mehrere Diskurse zu übertragen? Ist es möglich, statt von der Pluralität der Kulturen von der Pluralität der Diskurse auszugehen?

Wie bereits deutlich wurde, unterscheidet Foucault zwischen den Gesellschaften, die eine Wissenschaft des Sexes (*scientia sexualibus*) und denen, die eine Liebeskunst (*ars erotica*) entwickelt haben. Dabei geht er davon aus, dass mehrere Gesellschaften einer Kultur zugehören, denn er spricht von den »abendländischen Gesellschaften«, von »uns«

---

35 Foucault weist selbst auf seinen uneinheitlichen Gebrauch des Diskursbegriffs hin (vgl. AW 156). Er verwendet ihn auch für fachspezifische Diskurse: »So werde ich von dem klinischen Diskurs, von dem ökonomischen Diskurs, von dem Diskurs der Naturgeschichte, vom psychiatrischen Diskurs sprechen können.« (Ebd.) Aber auch dabei wählt er den Diskursbegriff im Singular, und auch diese analysiert er als eine »Menge von Aussagen«. Ich folgere daraus, dass die fachspezifischen Diskurse als Unterdiskurse, nämlich diskursive Formationen, in einem großen Diskurs zu betrachten sind.



und »unserer Kultur«. Daran ist zu erkennen, dass für ihn Kulturen als Diskurse zu analysieren sind. Anders formuliert: Er geht von der Differenz der Kulturen aus und analysiert diese als Diskurse. In diesem Sinne zeigt er auf, dass die Regel des Alles-Sagens keine universale, sondern eine bestimmte Regel, nämlich eine Regel des westlichen Diskurses ist.<sup>36</sup>

Butler kritisiert wie Foucault Universalitätsannahmen (vgl. oben). Auch sie geht von der Pluralität der Kulturen und dementsprechend der Diskurse aus (vgl. GT 212), denn sie spricht auch von den Matrizes der Intelligibilität im Plural. Nun weist sie allerdings auch darauf hin, dass »Diskurs« nicht einfach an die Stelle von »Kultur« zu setzen sei (vgl. KvG 31). Dies könnte in der Weise gelesen werden, dass sie kritisiert, dass Kulturen als Diskurse analysiert werden. In meiner Lesart verhält es sich jedoch umgekehrt. Mit dieser Aussage versucht sie, die »Fehllektüre Foucaults« zu korrigieren und deutlich zu machen, dass die Diskurstheorie von einer anderen Konstitution des Subjekts ausgeht als die gängigen Kulturtheorien. In diesen wird Kultur als ein von Menschen geschaffenes System betrachtet, und das heißt: Sie gehen von der Handlungsfähigkeit des Subjekts aus. Das Subjekt steht also »vor« dem Feld. Es ist zwar auch von der Macht der Kultur bzw. der Traditionen, denen das Subjekt sich beugen müsse, die Rede, es wird aber auch angenommen, dass das Subjekt sich dieser Macht widersetzen, sie durchbrechen, neue kulturelle Formen entwickeln, u.U. auch kulturelle Elemente »mischen« kann. Demgegenüber geht die Diskurstheorie, wie oben aufgezeigt, gerade nicht von den konstruktiven Fähigkeiten des Subjekts aus.

Halten wir also fest: So wie in den Kulturtheorien die Pluralität der Kulturen angenommen wird, wird von Foucault und Butler die Pluralität von Diskursen irgendwie vorausgesetzt. Hier fällt jedoch auf, dass beide diese nicht systematisch berücksichtigen. Foucault erwähnt an keiner Stelle, wie der Pluralität und Gleichzeitigkeit der Diskurse (Kulturen) in der Analyse Rechnung zu tragen ist. Seine methodologischen Ausführungen beziehen sich ausschließlich auf die Analyse (der Formationsregeln und Aussagesysteme) eines Diskurses. Auch bei Butler sind dazu keine Hinweise zu finden. Obwohl sie betont, dass sie nicht behauptete, es gebe eine einzige Matrix der Geschlechterbeziehungen (vgl. KvG. 30f.), geht sie nicht darauf ein, wie die anderen Matrizes in der Analyse zu berücksichtigen sind und vor allem, wie die Handlungsmöglichkeiten des Subjekts zu beschreiben sind, wenn von mehreren Diskursen ausge-

---

36 Ich habe allerdings oben auch darauf hingewiesen, dass Foucaults Ausführungen zu anderen Kulturen sehr vage bleiben.

gangen wird. Muss es sich nacheinander in die unterschiedlichen Matrices einordnen?

Hier zeigt sich eine Leerstelle in der Diskurstheorie, die dringend aufzufüllen ist, denn die Reduktion der Analysen auf nur einen Diskurs hat weit reichende Folgen: Wenn in der Theorie die Pluralität der Diskurse nicht berücksichtigt wird, bleiben die Analysen allzu leicht auf den westlichen Diskurs beschränkt, sodass in der Folge wiederum die Ergebnisse universalisiert werden. Die Pluralität der Diskurse ist noch aus einem anderen, vielleicht wichtigeren Grund zu berücksichtigen: Es ist davon auszugehen, dass sich in Zeiten der Globalisierung die Diskurse verschachteln, ineinander schieben, sich überlappen (vgl. Schiffauer 1997: 165ff.). Dieses Ineinandergreifen ist mit den bestehenden Mitteln der Diskursanalyse nicht zu beschreiben, denn bezogen auf das Sprechen der Subjekte bedeutet dies, dass sie unter Umständen in zwei (oder mehreren) Diskursen gleichzeitig sprechen (müssen).

Bevor ich aufzeige, wie ich das »Werkzeug« der Diskursanalyse erweitert habe, möchte ich festhalten, dass ich dafür plädiere, das Kulturkonzept durch das Diskurskonzept zu ersetzen. Man mag an dieser Stelle einwenden, dass ich damit die Kritiken, die ich oben im zweiten Kapitel aufgezeigt habe, übergehe und sozusagen durch die Hintertüre die kulturelle Differenz (behauptung) wieder einführe. Deshalb möchte ich betonen, dass diese Kritik den entscheidenden Punkt der Kritik am Kulturkonzept missversteht. Wie oben aufgezeigt, werden Differenzannahmen kritisiert, weil sie im Sozialen zur Diskriminierung führen. So ist der entscheidende Kritikpunkt Abu-Lughods, dass das Kulturkonzept eine soziale Hierarchie »miteinschmuggelt«, weil die Unterscheidung zwischen Gruppen von Menschen als selbstverständlich, quasi natürlich erscheint: Durch die »Trennung zwischen Gruppen von Menschen« (1996: 22) kann die Hierarchisierung und Diskriminierung nicht vermieden werden, weil die Klassifikation impliziert, dass diesen Gruppen von Menschen eine »zweite Natur«, die ihr Handeln bestimmt, gemeinsam ist.<sup>37</sup> Dies kann aber nicht gegen die Annahme der Pluralität der Diskurse vorgebracht werden, denn wie inzwischen hinlänglich deutlich geworden ist, kann die Diskurstheorie auf jegliche Bestimmung (der Natur) des Subjekts verzichten und stattdessen das Subjekt als eine »leere Position« beschreiben. Das Diskurskonzept dient gerade dazu, »eine Methode der Analyse zu definieren, die von jedem Anthropologismus frei ist« (AW 28). Anders formuliert: Auch wenn »Diskurs« – wie »Kul-

---

37 Zu Verdeutlichung sei hinzugefügt: Es macht einen Unterschied, ob die Hierarchie im Gegensatz Tag vs. Nacht oder Mann vs. Frau betrachtet wird. Nur bei letzteren geht es um Gruppen von Menschen, und nur diese reagieren auf diese Klassifikationen, wie Hacking aufzeigt.

tur« – ein Einheitsbegriff ist, so bezeichnet er keine Einheit von menschlichen Gruppen oder Gemeinschaften, sondern ein Feld. Folglich impliziert die Annahme der Pluralität der Diskurse keine Unterscheidung menschlicher Gruppen aufgrund einer gemeinsamen »Essenz« oder »Natur«. Diese Annahme ist also gegen die Essentialismus-Kritik gefeit.

Damit ist aber noch nicht das Problem, wie in der Analyse die Verschachtelung der Diskurse in Rechnung zu stellen ist, gelöst. In einem Exkurs möchte ich zunächst aufzeigen, wie ich in meiner Untersuchung auf das Problem, die Grenzen der Diskurse festzulegen, gestoßen bin und wie ich dies gelöst habe.

### Exkurs: Zu den »Grenzen« der Diskurse

Während meiner empirischen Arbeit hatte ich die Vermutung, dass auf der Interaktionsebene zu erkennen sein könnte, in welchem Diskurs gesprochen wird bzw. dass interaktiv verhandelt wird, nach welchen Regeln Intelligibilität zu beanspruchen ist. Hier zeigte sich jedoch, dass der Rückgriff auf die Interaktionsebene nicht zur Klärung, sondern zur Problematisierung meiner bisherigen Annahmen führte: Hatte es sich zunächst als hilfreich erwiesen, durch die Analyse der Reaktion auf eine Äußerung zu klären, ob diese sagbar oder unsagbar ist, stieß ich nun auf das Problem, dass auch die Reaktion durch die Regel eines Diskurses bestimmt ist. Genauer: Die »strafende« Reaktion der Interviewerin erklärt sich nicht aufgrund einer universalen, sondern einer bestimmten Regel, in den meisten Fällen der des Alles-Sagens im westlichen Diskurs (vgl. MB, Kap. 3.3.5.1.). Außerdem zeigte sich, dass einige SprecherInnen, und zwar nicht nur die, die »gestraft« werden, unsicher darüber sind, in welchem Diskurs sie sprechen. Nun könnte diese Unsicherheit durch die Anlage meiner Untersuchung bedingt sein: Es scheint, dass ich, indem ich den SprecherInnen die Sprachwahl zwischen dem Türkischen und dem Deutschen gelassen habe, damit bereits signalisiert habe, dass nicht festgelegt ist, in welchem Diskurs zu sprechen ist.<sup>38</sup> Aber vielleicht tritt durch die Möglichkeit der Sprachwahl das Phänomen (bzw. das Problem für die diskurstheoretische Analyse), dass auch in

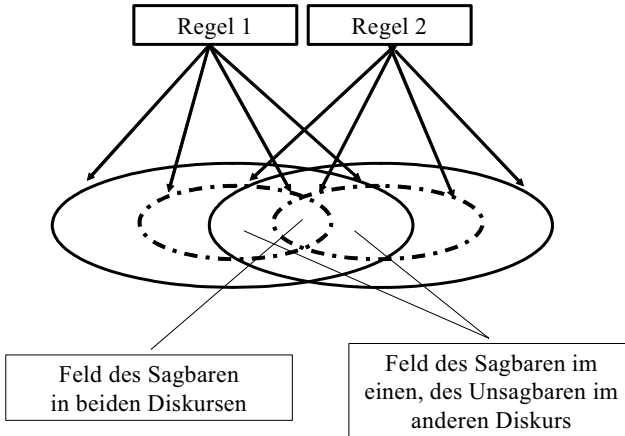
---

38 Zwar können nur diejenigen, die beide Sprachen sprechen, zwischen den Sprachen wählen. Das bedeutet aber nicht, dass die Unsicherheit darüber, in welchem Diskurs gesprochen wird, nur bei zweisprachigen auftauchen kann. Dies wird in der Auswertung der Antworten auf die zweite Interviewfrage (bei der Frage nach Irritationen zum Körper) deutlicher als bei der ersten Interviewfrage nach dem Irrtum im Geschlecht einer Person. Im Rahmen dieser Arbeit beziehe ich mich jedoch nur auf die Analyse der Antworten auf die erste Frage.

zwei Diskursen gleichzeitig zu sprechen ist bzw. gesprochen werden kann/muss, überhaupt erst hervor? Bei genauerer Betrachtung zeigte sich, dass die Entscheidung für die Wahl des Türkischen oder Deutschen völlig unabhängig davon ist, in welchem Diskurs gesprochen wird bzw. nach welcher Regel Intelligibilität zu beanspruchen ist. Auch in türkischer Sprache kann nach den Regeln des westlichen Diskurses gesprochen werden und in deutscher Sprache nach denen des muslimischen Diskurses. Dies ist insofern nicht überraschend, als nach Foucault eine Aussage nicht über ihre sprachliche, grammatische oder semantische Struktur zu bestimmen ist (vgl. AW 157f.). Es besteht also kein Zusammenhang zwischen Sprache und Diskurs. Demzufolge sind die Grenzen eines Diskurses nicht entlang sprachlicher Grenzen zu ziehen. Doch diesen Befund gilt es zu unterstreichen, denn auch ich war zunächst davon ausgegangen, dass Sprache und Kultur verzahnt sind (vgl. Kap. Projektidee). Wenn aber die Grenzen eines Diskurses nicht über sprachliche oder territoriale oder andere Grenzen zu bestimmen sind, sind sie dann überhaupt zu bestimmen? Ich habe die Schlussfolgerung gezogen, dass es nicht notwendig ist, diese festzulegen, und dass es viel wichtiger ist, theoretisch die Möglichkeit offen zu halten, dass jemand bisweilen in zwei Diskursen gleichzeitig spricht bzw. sprechen muss: Um als intelligibles Subjekt anerkannt zu werden bzw. ex negativo formuliert: um nicht als unintelligibel abgewertet und ausgegrenzt zu werden, versuchen die SprecherInnen, sich gleichzeitig in zwei Matrizes der Intelligibilität einzuordnen und so zu sprechen, dass ihre Äußerungen in beiden Diskursen im Feld des Sagbaren liegen.

### **Zur Erweiterung des diskurstheoretischen Ansatzes**

Um die in meiner Untersuchung auftauchenden Probleme lösen zu können, habe ich das oben vorgestellte diskurstheoretische Modell so erweitert, dass auch die Möglichkeit, dass jemand in zwei Diskursen gleichzeitig spricht, beschrieben werden kann. Dazu habe ich das Feld-Modell verdoppelt und die Felder so ineinander geschoben, dass ein gemeinsames Feld des Sagbaren entsteht.



An dieser Graphik ist zu erkennen, dass bei der Überlappung der Diskurse neben den beiden Feldern des Sagbaren und des Unsagbaren in einem Diskurs drei weitere Arten von Feldern entstehen: ein Feld des Sagbaren in beiden Diskursen, ein Feld des Unsagbaren in beiden Diskursen und ein Feld des Sagbaren im einen, des Unsagbaren im anderen Diskurs. Dadurch lässt sich nun die für einen Diskurs entwickelte Typologie der Wiederholungen ergänzen.

### Die erweiterte Typologie

Wie oben aufgezeigt, besteht die Typologie der Wiederholungen für einen Diskurs aus korrekt- und fehlgehenden Wiederholungen. Das heißt auch: Äußerungen liegen entweder im Feld des Sagbaren oder im Feld des Unsagbaren eines Diskurses. Wenn Äußerungen nicht nur in Bezug auf die Regel eines Diskurses, sondern gleichzeitig auch in Bezug auf die Regel eines anderen Diskurses zu betrachten sind, ergibt sich folgende erweiterte Typologie: Eine Äußerung kann in Bezug auf beide Regeln korrektgehend, in Bezug auf beide Regeln fehlgehend oder in Bezug auf die eine korrektgehend, in Bezug auf die andere Regel fehlgehend sein.

Äußerungen in zwei Diskursen		
korrektgehend in beiden Diskursen	korrektgehend im einen und fehlgehend im anderen Diskurs	fehlgehend in beiden Diskursen

Sowohl im Feld-Modell als auch in dieser schematischen Darstellung ist zu erkennen, dass bei der Überlappung von Diskursen ein »Mischfeld« entsteht, nämlich ein Feld, das im Feld des Sagbaren im einen, im Feld des Unsagbaren im anderen Diskurs liegt. Bezogen auf die Äußerungen ist dementsprechend eine Kategorie von Äußerungen anzunehmen, die korrektgehend im einen und fehlgehend im anderen Diskurs sind. Deshalb sind bei der Überlappung von zwei Diskursen nicht vier, sondern fünf Arten von Äußerungen anzunehmen. An dieser Stelle habe ich gefragt: Sind derartige Äußerungen vielleicht als hybride Formen des Sprechens zu bezeichnen?

### Hybridformen in der Diskurstheorie

Wie oben erwähnt, kritisiert Bhaba westliche Poststrukturalisten, weil sie das Hybride nicht in die theoretische Betrachtung einbeziehen (vgl. MB, Kap 3.5.2.). Inzwischen hat sich gezeigt, dass diese Kritik berechtigt ist, weil in der Diskurstheorie bislang nur von einem Diskurs ausgegangen wird. Insofern lohnt es sich zu überlegen, ob und wie in einem erweiterten diskurstheoretischen Ansatz eine Aussage zum Hybriden zu machen ist.

Im Begriff des Hybriden ist die Mischung, die Melange enthalten.<sup>39</sup> Nun versteht Bhaba das Hybride nicht als eine »Mischung« unterschiedlicher kultureller Elemente, sondern als »Effekt« der Kolonialmacht, wobei er im Hybriden die Möglichkeit zur Subversion sieht (vgl. 2001a: 35). Ich habe daraus gefolgert, dass hybride Formen des Sprechens auf jeden Fall fehlgehend sind, und zwar fehlgehend in Bezug auf beide Diskurse. Es sind also die Formen, die in beiden Diskursen im Feld des Unsagbaren liegen. Sie gehen sowohl in Bezug auf die eine als auch in Bezug auf die andere Regel fehl. Demzufolge habe ich zwischen Hybrid- und Mischformen unterschieden. Während die »Hybridform« in beiden Diskursen im Feld des Unsagbaren liegt, liegt die »Mischform« in beiden Diskursen im Feld des Sagbaren.

Der Gewinn dieser Unterscheidung ist folgender: Wenn es für den diskurstheoretischen Ansatz zentral ist, die Ausschließung zu unter-

---

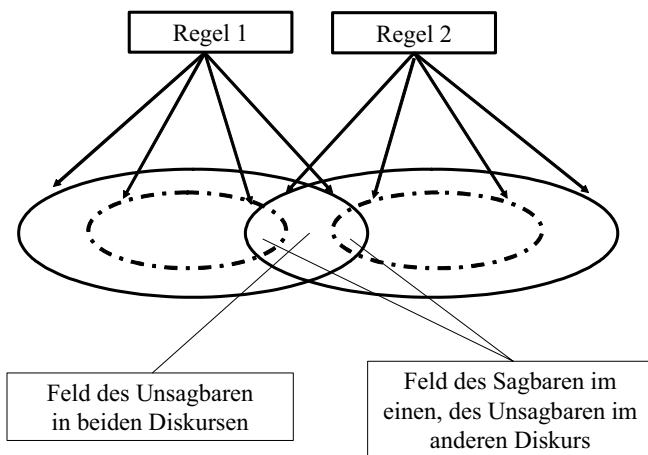
39 Oben habe ich erwähnt, dass beim Hybridkonzept von Bhaba nicht klar zu erkennen ist, ob er das Hybride (ähnlich wie bei Haraway) als Wirkung oder eher als »Effekt« der Macht im Foucaultschen Sinne betrachtet. Wenn Bhaba schreibt, das Hybride sei Effekt der Macht der *colonizer* (2001: 35) und gleichzeitig fordert, dass eine Theorie der Hybridisierung entwickelt werden müsse, um jeglichen Essentialismus (in Bezug auf »*race, nation or cultural tradition*«) zu vermeiden (ebd. 34), wird das Hybride einerseits im diskurstheoretischen Sinne vorausgesetzt, andererseits als Wirkung im sozialkonstruktivistischen Sinne betrachtet.

suchen, das heißt herauszufinden, was sagbar ist und was nicht, würde eine weite Definition der Hybridform gerade diese Unterscheidung überdecken. Angesichts der aktuellen Favorisierung des Hybridkonzepts fällt auf, dass häufig mit einem sehr weiten Begriff des Hybriden gearbeitet wird. So schreibt z.B. Jan Nederveen Pieterse, Globalisierung sei als ein Prozess der Hybridbildung zu betrachten (1998: 87), überall sei Hybridisierung zu beobachten (ebd. 99). Und Chris Barber schreibt in ähnlicher Weise in seinem Reader *Cultural Studies*, dass Kulturen und Identitäten immer mehr »hybridisiert« würden (vgl. 2000: 222). Zwar unterscheidet Pieterse zwischen »assimilatorischer« und »destabilisierender Hybridbildung« (1998: 107), aber genau aus diesem Grund halte ich es für wichtig, genauer zu unterscheiden und unterschiedliche Begriffe für destabilisierende und restabilisierende Formen bereitzuhalten. Nach meiner Definition ist eine »Mischform« eine »bejahende Reartikulation« oder »stabilisierende Resignifikation« (Butler), die Hybridform dagegen ist eine »verneinende Reartikulation« oder »destabilisierende Resignifikation«. Außerdem lässt sich damit zeigen, dass das »hybride« Sprechen Folgen hat: Wenn jede fehlgehende Wiederholung Schrecken und den Verlust der Sanktionierung hervorruft, ist zu folgern, dass bei fehlgehenden Wiederholungen in Bezug auf zwei Regeln die soziale Existenz doppelt bedroht ist. Das Unsagbare in einem Diskurs zu sagen, bedeutet, eine Position außerhalb des Feldes des »Menschlichen« einzunehmen. Wenn dies schon bei einer fehlgehenden Äußerung in Bezug auf eine Regel Schrecken hervorruft, um wie viel größer ist dann die Bedrohung der Existenz, wenn jemand in zwei Diskursen gleichzeitig außerhalb des Menschlichen spricht! Außerdem ist darauf hinzuweisen, dass von Hybridformen – nicht jedoch von Mischformen – Veränderungen zu erwarten sind. Um also eine Aussage darüber machen zu können, wie Veränderungen in beiden Diskursen möglich sind, sind in der Analyse die Hybridformen genauer zu betrachten.

An dieser Stelle ist jedoch schon darauf hinzuweisen, dass sowohl Misch- als auch Hybridformen erst dann zu analysieren sind, wenn aus der Analyse der korrekt- und fehlgehenden Äußerungen die Regeln herausgefunden worden sind, denn um eine Äußerung als eine korrekt- oder fehlgehende Wiederholung in Bezug auf zwei Regeln klassifizieren zu können, ist es notwendig, diese beiden Regeln zu kennen. Dieser Gedanke führt zu einem Aspekt, auf den abschließend einzugehen ist.

## Zur Möglichkeit der Mischform

Mithilfe des Feld-Modells ist zu erkennen, dass nicht zwangsläufig ein Feld des Sagbaren in beiden Diskursen entsteht, sondern nur dann, wenn beide Regeln »ähnlich« formuliert sind.



Anhand der Graphik wird deutlich, dass, wenn die Regeln sich nicht überlappen, nur ein Schnittfeld des Unsagbaren, nicht aber ein Schnittfeld des Sagbaren entsteht. Daran zeigt sich, dass es auf den Inhalt der Regeln ankommt, ob ein Feld des in beiden Diskursen Sagbaren entsteht. Dies lässt sich an einem Beispiel erläutern: Lautet die eine Regel »Gehen« und die andere »Stehenbleiben«, ist ein Sprechen nach beiden Regeln gleichzeitig nicht möglich. Jemand wird also zwangsläufig das im einen Diskurs Sagbare, das im anderen Diskurs Unsagbare sagen und in letzterem als unintelligibel, »unmenschlich« abgewertet. Daher ist es wichtig, zunächst den Inhalt der Regeln zu analysieren. Nachdem die Regeln bekannt sind, ist zu erkennen, ob sie sich »überschneiden« oder sich widersprechen. Dann ist auch zu bestimmen, ob es möglich ist, dass jemand im westlichen und im muslimischen Diskurs gleichzeitig Geltung als »Frau« bzw. »Mann« beansprucht.

Bevor nun im letzten Kapitel die mit diesem »Werkzeug« erarbeiteten Ergebnisse der empirischen Untersuchung vorgestellt werden, sind die Ausführungen in diesem Kapitel zusammenzufassen.



## Zusammenfassung

Nachdem im dritten Kapitel die unterschiedlichen Perspektiven auf das Subjekt in konstruktivistischen Ansätzen und in der Diskurstheorie dargestellt wurden, stand in diesem vierten Kapitel die Frage, ob und wie eine diskurstheoretische Analyse von Interviewtexten vorzunehmen ist, im Mittelpunkt. In einer »dichotomen Tabelle« wurden zunächst die Anhaltspunkte zusammengetragen, die einerseits für eine sozialkonstruktivistische, andererseits für eine diskurstheoretische Analyse wichtig sind. Der wichtigste Befund war dabei, dass eine diskurstheoretische Analyse keine interpretative Analyse ist, sondern sich an der »Oberfläche« der Texte hält. An Kellers, Maihofers und Lindemanns Ausführungen zur Diskursanalyse wurde dann deutlich, dass alle drei, wenn sie (auf unterschiedliche Weise) das Subjekt als Kreuzungspunkt von Diskursen betrachten, das Verhältnis von Subjekt und Diskurs genau umgekehrt zu der von Butler und Foucault beschriebenen Weise formulieren.

Um Anleitung für eine diskurstheoretische Analyse zu finden, wurden nun Butlers Schriften noch einmal genauer betrachtet. Es ging vor allem darum zu klären, wie das »Zitieren«, »Wiederholen« (anstelle des »Konstruierens« in konstruktivistischen Ansätzen) vorzustellen ist: Das Wiederholen ist ein »Effekt« des Befehls, nach dem das Individuum sprechen muss, um als intelligibles Subjekt Geltung beanspruchen zu können. Dadurch erklärt sich, dass Butler Geschlechtsidentität als »Befehl« bezeichnet: Jemand kann nur dann als intelligibel, als »Frau« oder »Mann« gelten, wenn er/sie den Befehl ausführt, der die Geltung als »Frau« oder »Mann« im Diskurs reguliert. Anhand der methodologischen Schriften Foucaults wurde dann deutlich, dass Butler ihr Befehlskonzept von Foucault übernimmt.

Dieses Befehls- oder Regelkonzept wurde anhand eines Regelmodells veranschaulicht. Nach Foucault wie nach Butler werden durch die Regeln drei Felder erzeugt: das Feld des Sagbaren, das Feld des Unsagbaren und das Feld des Undenkbaren. Da sie in ihrem Ansatz davon ausgehen, dass jemand, um als intelligibel zu gelten, im Feld des Sagbaren sprechen muss, war nun zu folgern, dass Äußerungen entweder im Feld des Sagbaren oder im Feld des Unsagbaren liegen. Die Schwierigkeit für die Analyse aber bestand darin herauszufinden, wie an konkreten Äußerungen zu erkennen ist, ob jemand im Feld des Sagbaren oder Unsagbaren spricht. Hier wurde zunächst eine Typologie erstellt, in der die Arten von »Wiederholungen«, die Butler anführt, zu erkennen sind: Korrektgehende Wiederholungen liegen im Feld des Sagbaren, fehlgehende Wiederholungen liegen im Feld des Unsagbaren. Da Butler darauf hinweist, dass das Sagen des Unsagbaren »gestraft« wird, wurde

deutlich, dass anhand der Reaktion auf das Gesagte die Zuordnung erfolgen kann. Da aber in der diskurstheoretischen Analyse das Sprechen des (singulären) Subjekts – und nicht die Interaktion zwischen verschiedenen Subjekten bzw. die Reaktion von anderen – betrachtet wird, ist es kaum möglich, die Interaktionsanalyse als Bestandteil der Diskursanalyse zu betrachten. Ich habe daraus gefolgert, dass eine diskurstheoretische Analyse von Interviewtexten nicht ohne die Analyse der Interaktion auskommt, also eine Diskursanalyse nur möglich ist nach einer (sozialkonstruktivistischen) Interaktionsanalyse. Die Diskursanalyse ist zwar als eine eigenständige Methode der Sozialforschung zu betrachten, aber im Grunde ist sie eine Re- oder Meta-Analyse, in der bereits bearbeitete Daten auf neue Weise betrachtet werden.

Im letzten Teil dieses Kapitels wurde aufgezeigt, dass die Diskurstheorie wie auch das bisher aufgezeigte »Werkzeug« für die Diskursanalyse einer Erweiterung bedarf. Zwar geht Foucault von der Pluralität der Kulturen aus und analysiert diese als Diskurse, aber in seinen methodologischen Ausführungen beschränkt er sich auf den Diskurs im Singular. Weder bei Foucault noch bei Butler sind Hinweise dazu zu finden, wie in der Analyse der Pluralität und Hierarchie der Diskurse Rechnung getragen werden kann und ob und wie das Sprechen in verschiedenen Diskursen vorzustellen ist. Da in Zeiten der Globalisierung die Diskurse längst nicht mehr in getrennten geographischen Räumen (wie Foucault angenommen hat) vorzufinden sind, sondern sich überlappen, und es nicht möglich ist, die Grenzen der Diskurse über territoriale oder sprachliche Grenzen zu bestimmen, ist es umso wichtiger, in der Theorie die Möglichkeit vorzusehen, dass jemand in mehreren, mindestens in zwei Diskursen gleichzeitig Geltung als intelligibles Subjekt beansprucht bzw. beanspruchen muss.

Aufgrund meiner konkreten Forschungsfrage habe ich untersucht, inwieweit die Typologie der Wiederholungen ausreicht, und herausgefunden, dass diese so zu erweitern sind, dass Äußerungen auch in Bezug auf zwei Regeln betrachtet werden können: Eine Äußerung kann in beiden Diskursen entweder korrekt- oder fehlgehend sein kann, oder sie kann in einem Diskurs korrektgehend, in einem anderen gleichzeitig fehlgehend sein kann. Um zu vermeiden, dass der Hybridbegriff zu weit gefasst wird (wie es zur Zeit häufig geschieht), wurde vorgeschlagen, ihn für die Äußerungen zu reservieren, die in beiden Diskursen im Feld des Unsagbaren liegen. Für die Äußerungen, die in beiden Diskursen im Sagbaren liegen, habe ich den Begriff »Mischform« vorgeschlagen, um auf die unterschiedliche Funktion der beiden Formen hinweisen zu können: Während Mischformen stabilisierend wirken, können durch Hybridformen Destabilisierungen, Veränderungen, Transformationen ein-

geleitet werden. Da es sich dabei aber um fehlgehende Wiederholungen in Bezug auf zwei Regeln handelt, heißt dies auch, dass jemand, der auf hybride Weise spricht, das Unsagbare in beiden Diskursen sagt und aus beiden gleichzeitig ausgegrenzt wird. Schließlich wurde gefolgert, dass Mischformen, die im Feld des Sagbaren in zwei Diskursen liegen, im Schnittfeld der beiden Regeln liegen müssen und dass dies wiederum bedeutet, dass Mischformen nur dann möglich sind, wenn beide Regeln sich überlappen. Damit zeigte sich, dass es auf den Inhalt der Regeln ankommt, ob sich ein solches Schnittfeld ergibt oder nicht.

